

Verlag von Veit & Comp. in Leipzig

## Ethnographische Parallelen und Vergleiche.

Von

**Richard Andree.**

Neue Folge.

Mit 8 Abbildungen im Text und 9 Tafeln.

gr. 8. 1889. geh. 7 *M* 50 *S*.

Inhalt: Besessene und Geisteskranke. Sympathiezauber. Bildnis raubt die Seele. Baum und Mensch. Die Totenmünze. Der Donnerkeil. Jagdaberglauben. Gemütsäußerungen und Geberden. Das Zeichnen bei den Naturvölkern. Eigentumszeichen. Spiele. Masken. Beschneidung. Völkergeruch. Nasengruß. Der Fuß als Greiforgan. Albinos. Rote Haare.

## Eine deutsche Gesandtschaft in Abessinien.

Von

**Dr. Felix Rosen,**

Professor der Botanik an der Universität Breslau.

Mit 160 Abbildungen und einer Karte.

Roy. 8. 1907. geh. 10 *M*, elegant geb. in Ganzleinen 12 *M*.

Der Botaniker Felix Rosen hat an der deutschen Gesandtschaft nach Abessinien unter Führung des jetzigen deutschen Gesandten in Marokko, Dr. Friedrich Rosen, als naturwissenschaftlicher Beirat teilgenommen und mit dieser das Land von Süden nach Norden durchquert.

Seine Schilderungen, die er selbst als Reiseeindrücke eines Naturforschers bezeichnet, gehen über diesen engen Rahmen weit hinaus. Sein Buch enthält nicht nur fesselnde Beschreibungen der Fauna, Flora und landschaftlichen Schönheiten, sondern auch vortreffliche Charakteristiken des Kaisers Menilek und seiner Umgebung, sowie eingehende Schilderungen von Sitten und Gebräuchen der zahlreichen, das Land bewohnenden Völkerschaften.

Unter der kraftvollen Regierung Menileks ist nach jahrhundertelangen äußeren Kriegen und inneren Fehden der Friede in dem großen Reiche eingeekehrt. Die wirtschaftliche Lage des Landes hat sich unter seinem mächtigen Schutze gehoben und die Aufnahmefähigkeit für abendländische Waren tritt immer mehr in den Vordergrund des Interesses. In dieser Hinsicht gibt das Buch allenthalben Aufschluß und wertvolle Hinweise.

Die wissenschaftlichen Ergebnisse, sowie die zahlreichen charakteristischen Abbildungen sichern dem Werke dauernden Wert. Unter den modernen Reisebeschreibungen nimmt es eine hervorragende Stelle ein.

## Die Mutationstheorie.

Versuche und Beobachtungen über die Entstehung von Arten im Pflanzenreich.

Von

**Hugo de Vries,**

Professor der Botanik in Amsterdam.

Zwei Bände.

Roy. 8. geb. 43 *M*, geb. in Halbfranz 49 *M*.

*Erster Band.* Die Entstehung der Arten durch Mutation. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und acht farbigen Tafeln. 1901. geh. 20 *M*, geb. in Halbfranz 23 *M*.

*Zweiter Band.* Elementare Bastardlehre. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und vier farbigen Tafeln. 1903. geh. 23 *M*, geb. in Halbfranz 26 *M*.

Gestützt auf eine lange Reihe ausgezeichneter Untersuchungen und auf ausgedehnte Literaturstudien liefert der Verfasser in diesem epochemachenden Werke ein ungemein reiches Material zur Entscheidung der Frage, wie neue Arten entstehen. Der Darwinismus beantwortet diese Frage bekanntlich dahin, daß Arten ganz allmählich aus anderen hervorgehen; de Vries weist dagegen nach, daß die „fluktuiierende Variation“, auf welche sich der Darwinismus fast ausschließlich stützt, zur Bildung neuer Arten nicht führen kann. Neue Arten entstehen stoßweise. Diese Stöße nennt de Vries „Mutationen“. Er zeigt, daß diese Entstehung sich ebensogut beobachten läßt, wie jeder andere physiologische Vorgang.

Verlag von Veit & Comp. in Leipzig

---

# Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie.

Von  
**Otto Stoll.**

Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Lex. 8. 1904. geh. 16 *M.*, geb. in Halbfranz 18 *M.* 50 *g.*

Der Verfasser behandelt zunächst die abnormen Bewußtseinszustände, deren Vorhandensein sich über die ganze Erde verbreitet im religiösen Leben aller Völker nachweisen läßt: die Erscheinungen der Ekstase, der Besessenheit, der einfachen Visionen (und Gehörstäuschungen), die Anästhesie bei Martern, die Wachsuggestion bei den Zaubermanipulationen und die suggestiven Heilwirkungen. Das ganze Gebiet der Wundererscheinungen in der Religion und die Wunderleistungen der Priester bei den tiefer- wie den höherstehenden Völkern werden psychologisch erklärt.

Sodann werden die neuzeitlichen Wachsuggestionen des politischen und wirtschaftlichen, des wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens bei den westeuropäischen Völkern eingehend untersucht. An dem Beispiel der großen französischen Revolution wird ihr Einfluß nachgewiesen.

DAS  
**GESCHLECHTSLEBEN**

IN DER VÖLKERPSYCHOLOGIE

VON

**DR. MED. OTTO STOLL**

O. Ö. PROFESSOR DER GEOGRAPHIE UND ETHNOLOGIE  
AN DER UNIVERSITÄT ZÜRICH

MIT ZAHLREICHEN ABBILDUNGEN



LEIPZIG  
VERLAG VON VEIT & COMP.

1908



## Vorwort.

---

Wohl noch in keiner Phase unserer kulturellen Entwicklung sind die Probleme des Sexuallebens so stark in den Vordergrund des allgemeinen Interesses getreten und mit solchem Freimuth erörtert worden, wie in der jüngsten Zeit. Die Zahl der größeren und kleineren Werke, die in den letzten Jahren über diese Materie erschienen sind, und welche sie von ganz verschiedenen, bald praktischen, bald objektiv-wissenschaftlichen Gesichtspunkten aus in ihrer Gesamtheit oder in einzelnen speziellen Richtungen behandeln, ist eine fast unübersehbare geworden. Manche sind darunter, die je nach ihrem speziellen Zwecke auch mehr oder weniger ausgiebig von ethnologischen Daten Gebrauch machen. Meist aber geschieht dies in Form eines kurzen Hinweises auf die eine oder andere ethnographische Tatsache, die zudem häufig nicht der ersten Quelle, sondern Quellen zweiter Hand entnommen ist, wodurch das verwendete Tatsachenmaterial nicht selten etwas von seiner Eigenart und vollen Beweiskraft einbüßt.

Es schien mir daher nützlich, zuhanden des Lesers, dem der gewaltige, zur Kontrolle der Einzeltatsachen und der Zitate notwendige literarische Apparat nicht stets vollständig zur Hand ist, ein Buch zu liefern, das nur verhältnismäßig wenige Tatsachen als Belege für die einzelnen Fragen des ethnischen Sexuallebens beibringt, diese aber ausführlich und im Wortlaut der jeweiligen Originalquelle wiedergibt. Ein derartiges Buch, dessen ersten Zweck eine Einführung in die ganze, so vielseitige Materie des ethnischen Sexuallebens bildet, mußte natürlich auch den allgemeinen Boden skizzieren, auf dem sich die speziellen Fragen des Geschlechtslebens bewegen.

Das vorliegende Buch ist aus einer Serie von Vorlesungen hervorgegangen, die ich während zwei Semestern unter dem Titel:

„Die Ethnologie der Sexualsphäre“ vor einem kleinen Kreise meiner älteren Zuhörer an der hiesigen Universität abhielt. Trotzdem ich die einschlägigen Fragen in der kurzen, mir zu Gebote stehenden Zeit nur zum geringsten Teile in jenen Vorlesungen behandeln konnte, habe ich doch die Form der „Vorlesungen“ auch für die einzelnen Kapitel dieses Buches beibehalten, weil sie mir die bequemste schien, um manche Dinge ausführlicher zu erwähnen, die von anderen Werken über das Sexualeben ohne weiteres als bekannt vorausgesetzt oder gar nicht berührt werden. An Stelle des ursprünglichen Titels wählte ich aber denjenigen von: „Das Geschlechtsleben in der Völkerpsychologie“, da er mir mit der Behandlung des Stoffes besser zu harmonieren schien. Ich muß ihn indessen noch mit einigen Worten rechtfertigen.

Die wissenschaftliche Behandlung des völkerpsychologischen Materiales umfaßt drei verschiedene Stadien.

Das erste Stadium bildet das einfache Sammeln objektiv gesicherter Tatsachen aus der Literatur oder *ex viva voce populorum*: es ist das Stadium der „Volkskunde“ oder des „Folk-Lore“, sowie der ethnographischen Monographie über den einzelnen Stamm.

Das zweite Stadium ist dasjenige der vorläufigen Sichtung der Tatsachen in einzelne, bestimmte Gruppen und deren Untersuchung auf die psychologischen Motive, die bei der Einzelercheinung nachweisbar oder wahrscheinlich zu machen sind. Dies ist das Stadium der ethnologischen oder — je nach der stärkeren Betonung des einen oder des anderen Momentes — der völkerpsychologischen Monographie.

Das dritte Stadium endlich wäre die Zerlegung der psychologischen Sammelbegriffe, mit denen das zweite Stadium noch vielfach operieren muß, in die Grundelemente, welche die moderne Individual- und Experimental-Psychologie aufgestellt hat. Dieses Stadium wäre unstreitig das vollendetste, da es die höchste Stufe der wissenschaftlichen Durchdringung und Verarbeitung des Stoffes repräsentiert. Gleichzeitig ist jedoch dieses Stadium in seinem Ausbau das schwierigste, und zwar nicht nur aus inneren, sondern heute noch zum Teil auch aus äußeren Gründen: dem Ethnologen fehlt zurzeit noch die Beherrschung der Methoden der experimentellen Psychologie, während der experimentierende Individualpsychologe noch der eigenen Beobachtung außereuropäischer Völker entbehrt und auf das in der Literatur aufgespeicherte ethnologische Material

angewiesen ist, was wiederum die Gefahr allzu apodiktischer Schematisierung in sich birgt. Dieses vollendetste Stadium ist daher zurzeit erst von WILHELM WUNDT, dem hochverdienten Begründer der experimentellen Psychologie, in seinem monumentalen Werke: „Völkerpsychologie, eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythos und Sitte“ angebahnt worden.

Das vorliegende Buch bescheidet sich, einen Beitrag im Sinne des zweiten Stadiums zu liefern. Für dieses zerfällt die ganze Aufgabe der Darstellung des ethnischen Sexuallebens in zwei essentiell verschiedene Teile, die wir als den ethnisch-physiologischen und den ethnisch-soziologischen Teil bezeichnen können.

Nur der erste Teil dieser Aufgabe soll in diesem Buche behandelt werden. Und zwar schien es mir zweckmäßig, etwas abweichend von der gewöhnlichen Disposition des Stoffes, diesen einmal so zu gruppieren, daß dabei das physiologische Moment, der relative Anteil der einzelnen Sinneswerkzeuge an der menschlichen Sexualtätigkeit, untersucht und in Parallele mit den entsprechenden Funktionen des tierischen Körpers gesetzt würde. Auf keinem Gebiete des Trieblebens ist die Annäherung des Menschen an das Tier so stark und so deutlich, wie auf dem des Geschlechtstriebes, und doch läßt auch hier jede Einzelheit wieder die gewaltige Kluft erkennen, welche sich im Laufe der Zeiten zwischen der menschlichen und der tierischen Psyche aufgetan hat.

Ich habe es für notwendig gehalten, dem Buche einige Abbildungen beizugeben, die bestimmt sind, die eine oder andere Einzelheit des Textes deutlicher zu machen. Auf einen größeren Bilderreichtum glaubte ich jedoch verzichten zu können, da das Hauptgewicht des Buches auf seinem Texte und nicht auf den Abbildungen liegen sollte.

Es liegt mir noch die angenehme Pflicht ob, allen den Herren, die mich in der einen oder anderen Weise durch Mitteilung von Beobachtungen, durch literarische Nachweise oder durch leihweise Überlassung von Literatur unterstützt haben, hier meinen verbindlichen Dank auszusprechen. Es sind dies vor allem meine Freunde und Kollegen R. MARTIN, H. WEHRLI, C. HARTWICH, A. KÄGI, A. LANG, J. HEIERLI, E. ZÜRCHER, C. KELLER, M. STANDFUSS und U. GRUBENMANN. Mehrere wichtige Notizen aus der deutschen Volkskunde verdanke ich ferner Herrn Dr. ALBERT HELLWIG in Hermsdorf, während mir Herr ALFRED ILG über die Abessinier, Herr GEORGE CLARAZ

über die Patagonier eine Reihe wertvoller eigener Beobachtungen mitteilen.

Ganz besonderen Dank schulde ich auch meinem Verleger, Herrn Hofrat Dr. H. Credner für das wohlwollende Interesse, das er dem Buche bis zu seinem Abschluß entgegenbrachte, für die mehrfache sachliche Förderung, die er ihm angedeihen ließ, sowie für die Liberalität, mit der er mir hinsichtlich des Umfanges des Buches und der Illustrationen völlig freie Hand ließ.

Zürich, im September 1907.

**Otto Stoll**

# Inhalt.

	Seite
<b>Erste Vorlesung.</b> Das organische Leben als zeitlich begrenzte Phase der Erdgeschichte. — Lebensdauer und Lebensphasen beim Individuum. — Morphologisch differenzierte Lebensphasen beim Schmetterling und beim Schachtelhalm. — Wichtigkeit des Fortpflanzungsgeschäftes im Naturhaushalt. — Die Vorkehrungen zur Sicherung der Fortpflanzung. — Flugvermögen, Sehapparat, Geruchssinn und Duftapparate, Gehörorgan, Schrißapparate und Resonatoren der Insekten im Dienste des Sexuallebens. — Die Geschlechtsorgane. — Primäre und sekundäre Geschlechtsmerkmale. — Sexueller Dimorphismus im Tierreich. — Das „Hochzeitskleid“ der Amphibien und Fische. — Dauernder sexueller Dimorphismus der Form oder Färbung bei Vögeln, Schmetterlingen und Käfern . . . . .	1
<b>Zweite Vorlesung.</b> Sexueller Dimorphismus bei den Säugetieren. — Lock- und Kirtapparate. — Kampfapparate: Offensiv- und Defensivwaffen. — Die spezifischen Sinnesenergien des Menschen im Dienste des Sexuallebens: Das Auge. — Das „Hohe Lied Salomonis“. — Schönheitsideale der arabischen und persischen Erotik. — Das Hohe Lied HEINRICH HEINES . . . . .	22
<b>Dritte Vorlesung.</b> Die sexuelle Ästhetik im arabischen Sprichwörter-schatz. — Die Frauenmästung bei afrikanischen Völkern. — Die Kindermästung der alten Mosynoiker. — Die Unterschenkelplastik der Cariben-Frauen. — Die Verkrüppelung des chinesischen Frauenfußes. — Absichtliche Verkrüppelung des Fußes bei den Kutchin-indianern . . . . .	38
<b>Vierte Vorlesung.</b> Die künstliche Schädeldeformation. — Kranio-pädie der Peruaner und Maya. — Die „Déformation toulousaine“. — Kranio-pädie bei den Genuesen. — Die künstliche Deformation des Schädels und ihre Motive bei nordamerikanischen Indianerstämmen. — Kranio-pädie auf Samoa und Celebes . . . . .	50
<b>Fünfte Vorlesung.</b> Die echte Tatauierung. — Herkunft und Schreibung des Wortes „tatauieren“. — Die Tatauierung als Pubertätszeichen auf Tahiti und Nukahiva. — Das „Moko“ auf Neu-Seeland. — Die Rußtatauierung der Eskimo und Nordasiaten . . . . .	65
<b>Sechste Vorlesung.</b> Rituelle Narbensetzung bei der australischen Männerweihe. — Schmuck- und Trauernarben bei den Australiern, Maori und nordamerikanischen Indianern. — Narbenverzierung bei der Pubertätsweihe der abiponischen Mädchen. — Mystische Narben bei den Bantu von Kavirondo. — Brandnarben im Altertum und im modernen Indien . . . . .	82

- Seite
- Siebente Vorlesung.** Lippen-, Nasen- und Ohrpflocke bei amerikanischen Völkern: Bocones, Haitianer, Nahuatl, Tupinamba, Lengua, Botokuden und Koloschen. — Ohrdurchbohrung, Tatauierung und Narbensetzung in Indien. — Das Fest der Ohrdurchbohrung und die Tatauierung in Burma. — Die Zeremonie der Ohrdurchbohrung bei malaiischen Völkern. — Rituelle Ohrdurchbohrung in Alt-Mexiko. — Ohrdurchbohrung auf der Osterinsel und in Afrika . . . . . 98
- Achte Vorlesung.** Ethnische Verschiedenheit in der Behandlung der Haare, Nägel und Zähne. — Haartracht der Hottentotten und Kaffern. — Haartracht der männlichen Tanna-Insulaner und der Ba-Nyai. — Sexuelle Differenzierung der Haartracht bei den Eskimo. — Mangel einer solchen bei den Abiponern. — Die erste Haarschur bei den alten Peruanern, den Indern und den alten Russen. — Haartracht der Omaha-Knaben als Abzeichen der Gens. — Nachrichten aus dem Altertum über ethnische Unterschiede der Haartracht. — Der mystisch-religiöse Symbolismus der Haartracht. — Die mosaïschen Satzungen. — Die Rolle des Haupthaars in der Simson-Legende und ihre Parallelen bei den Masai. — Die Kahlschur als Standszeichen der Buddhisten-Priester. — Die Tonsur des katholischen Klerus. — Verbot der Tonsur als Strafe. — Kahlschur der Priester von Chicorá. — Kahlschur und Epilation bei den altägyptischen Priestern . . . . . 120
- Neunte Vorlesung.** Haartrachten der alten Germanen und Kelten. — Haartracht der mexikanischen und abessinischen Krieger. — Die „Skalplocke“ der Leni-Lenápe. — Haarschopf der modernen Ägypter. — Langes Männerhaar der Crow und Duaré-Indianer. — Haartracht der Maya. — Symbolik der Haartracht der Kalmückinnen und Kirgisinnen. — Heiratszeremonie auf Arorae. — Ethnologische Bedeutung der Kahlschur des Kopfes. — Die Kahlschur als Totentrauer: Israeliten, Sünder, Abiponer, Peruaner, Grönländer, Hottentotten und Jaluo. — Unterlassung der Haarschur bei Trauer (Ba-Ganda), als Strafe (Mittelalter) und bei Gelübden (Muhammedaner). — Haarschur bei der Totentrauer der Zentralaustralier. — Kahlköpfigkeit als kosmetischer Defekt: Bibel, römische Satiriker, moderne Dichter und Schauspieler. — Kahlschur als Strafe bei den alten Semiten, als absichtliche Entstellung bei der Einkleidung der Nonnen, als Strafe für Ehebrecherinnen: altgermanische Rechte, Rußland, christliche Abiponer. — Kahlschur als Schimpf bei den Zapoteken und Moxca. — Kahlschur bei den Jaluo und Masai. — Tagwahl für die Haarschur. — Das aufgelöste Frauenhaar als Zeichen der Ekstase: die Mainaden, die Zauberin Medea. — Das „Schütteln“ des aufgelösten Haars als vermeintliches Zaubermittel im Mittelalter Schottlands. — Das aufgelöste Haar als Beweismittel bei Notzuchtsklagen im Mittelalter . . . . . 142
- Zehnte Vorlesung.** Mystischer Rapport des Haupthaars mit seinem Träger. — Skalpieren, Skälpe und Skälptänze bei nordamerikanischen Stämmen: Sioux, Zuñi, Osage, Cherokee. — Haarreliquien und Opfertänze in Alt-Mexiko. — Skälpe der Jívaro und Perser. — Behandlung der Haarabfälle: Ägypter, Malaien, Ondonga, Wandorobbo, Kongoneger, Indianer. — Haarzauber in Alt-Indien und im Kongoreich. — Heiligkeit des Häuptlingshaars in Neu-Seeland. — Haarzauber der Chingpaw. — Mystik des Haupthaars im Altertum: Nisus-Sage, Haar-

	Seite
opfer der Griechen und Römer. — Haarpfänder auf Nukahiwa und in Australien. — Ersatz des natürlichen Haares durch Perücken und Haartouren. — Chignon der Ssk. — Haarbehandlung und Perücken in Alt-Ägypten . . . . .	170
<b>Elfte Vorlesung.</b> Ethnische Behandlung des Bartes: Bartschur und Bartweihe der alten Römer. — Bärte der Philosophen. — Zeremonie des Bartscherens in Indien. — Bartbehandlung in Ägypten. — Schändung durch gewaltsame Bartschur. — Vom Barte genommene Bezeichnungen, Sprichwörter und Schwurformeln. — Barttracht der Assyrer. — Peter der Große und die altrussische Barttracht. — Pfänder aus Barthaar in Australien. — Epilation des Bartes: Eskimo, Maya, Abiponer, Patagonier, Ba-Hima, Masai, Küsten-Dayak. — Zweck der Bartepilation. — Epilation der Augenbrauen und Wimpern. — Bartepilation bei Ural-Altaiern . . . . .	199
<b>Zwölfte Vorlesung.</b> Ethnische Beurteilung der Körperhaare. — Epilation derselben bei den Römern der Kaiserzeit. — Beseitigung der Schamhaare in Indien. — Epilation bei muhammedanischen Völkern: Die „Königin von Saba“; die Araber, Perser und Türken. — Epilation bei den Masai, Patagoniern und Südsee-Insulanern. — Wegsengung der Körperhaare bei den „Hexen“. — Rasieren der Schamhaare bei den brasilianischen Negerinnen. — Beseitigung der Körperhaare als Symbol der Reinheit in Alt-Ägypten und in der Bibel. — Rolle der Körperhaare in der Symbolik und im Zauberglauben. — Schamhaare als Liebes- und Verlobungspfänder auf den alfurischen Inseln und auf Neu-Guinea. — Ethnische Rolle der Fingernägel. — Vernachlässigung der Nägel bei den alten Bewohnern von Chiapas. — Lange Nägel als Symbol vornehmen Standes in Ostasien, auf den Südsee-Inseln und in Europa. — Rituelles Nagelschneiden in Indien. — Die „Nägelmale“ der indischen Erotik. — Römische Nagelpflege. — Nägelabfälle als Zaubermittel in Europa. — Rituelle Nagelpflege in Alt-Persien. — Fingernägel als Reliquien auf den Südsee-Inseln. — Das Ausreißen der Nägel als Folter . . . . .	223
<b>Dreizehnte Vorlesung.</b> Physiologische Rolle des Gebisses. — Zahnpflege im alten Rom. — Die „Zahnmale“ der indischen Erotik. — HEINES „Edith Schwanenhals“. — Das Ausbrechen der Zähne im alten Perú. — Zahnfeilung der Maya. — Zahnverstümmelung in Afrika und Australien. — Die Zähne im europäischen Folklore. — Zähne als Heil- und Zaubermittel: Altertum, Neu-Kaledonien. — Menschenzähne im Schmuck anthropophager Stämme Afrikas und Amerikas. — Menschenzähne im Gebiß von Götterfiguren. — Tierzähne im Glauben der Samoaner. — Die Zahnfeilung als Pubertätsweihe in den malaiischen Gebieten: malaiische Halbinsel, Sumatra, Borneo. — Vergoldung der Zähne in Indonesien. — Die Zähne im Sprichwort. — Das Zahnausreißen als Strafe. — Die Amputation der Fingerglieder in ihrer ethnischen Psychologie: Tonga-Insulaner, Hottentotten, Charrúa, China. — Fingerverstümmelung als Strafe für Meineid in Europa. — Rechter Daum und rechte Zehe im althebräischen Ritus. — Wertung der rechten und linken Körperseite bei den Muhammedanern und im Avesta. — Wertung der Finger- und Zehenverstümmelungen im altgermanischen Recht und in der modernen Versicherungspraxis. —	

	Seite
Abgeschnittene Finger als „Zauber“ und Amulet: Cheyenne, moderne Ägypter, europäische Diebes- und Hexenpraxis . . . . .	247
<b>Vierzehnte Vorlesung.</b> Die Bemalung des Körpers. — Britannier und Alt-Westindier. — Das Schminken: moderne Schauspieler, Alt-Römerinnen, Rumäninnen. — Das Kohl: Altägypten, modernes Ägypten, Alt-Israel, Rom, Arabien, Spanien. — Die Henna: Ägypten, Arabien, Türkei. — Das Schminken der spanischen Damen im Mittelalter. — Rituelle Bemalung in Indien. — Kosmetische Bemalung der indischen Frauen. — Schminken der Japanerinnen und Kirgisinnen. — Die Körperbemalung in Amerika: Kutchin, Cree, mystische Bemalungen der Omaha beim Tod, bei der Namengebung und bei der Adoption durch den Pfeifentanz. — Clan-Bemalung der Seri-Frauen. — Mystische Bemalungen beim „Ghost Dance“ und bei der „Großen Medizin-Gesellschaft“. — Farbensymbolismus der Indianer Nordamerikas und Mexikos. — Symbolik der „liturgischen“ Farben und der „Blumensprache“. — Trauerfarbe in Ägypten. — Magische Farben: China, Indien, europäischer Aberglaube. — Farbeninventar der Abessinier	286
<b>Fünfzehnte Vorlesung.</b> Roucou-Bemalung der Insel-Karaiben. — Bemalung der Patagonier. — Fetteinreibung der Hottentotten und Bantu. — Bemalung der Liberia-Neger. — Bemalungen der Masai. — Bemalung und Befiederung bei den Zentralaustraliern. — Absichtliche Bleichung des Haares im Altertum. — Die blonden Haare der venetianischen Frauen im Mittelalter. — Abscheu vor rotem Haar in Alt-Ägypten. — Absichtliche Bleichung des Haares bei den Dinka, Somäli und den Südsee-Insulanern. — Rothaarige Götterperücke im alten Mexiko. — Schwarzfärbung der Haare in Indien, Persien und Alt-Perú. — Das Pudern der Haare. — Haarpuder bei Südsee-Insulanern. — Die Zopffrisur der Masai. — Die Lehmklößchen-Frisur der Wakinga. — Pudern der Haut in Alt-Mexiko und bei den Guaynave. — Seltenheit der absichtlichen Haarfärbung in Südamerika. — Rotfärbung der Haare bei den Bakairi. — Staub und Asche als Trauersymbol in der Bibel. — Schlammbeschmierung bei der Trauer in Alt-Ägypten. — Staubstreuung als Trauer bei den alten Griechen. — Die symbolische Staubstreuung bei der altgermanischen Chrenechruda. — Absichtliche Färbung der Nägel im Orient und in der Südsee. — Schwarzfärbung der Zähne bei den Kariben von Cumaná und in Indonesien. — Das Betelkauen und seine Beziehungen zur Schwarzfärbung der Zähne. — Schwarzfärbung der Zähne bei den Japanerinnen. — Absichtliche Hervorhebung des weißen Gebisses. — Brandverzierung und Bemalung bei Haustieren . . . . .	329
<b>Sechzehnte Vorlesung.</b> Der Schmuck. — Die Metalle und ihre Rolle im Volksglauben: Gold, Zinn, Silber, Kupfer. — Edelmetall als Schmuckmaterial der Tempel im alten Israel und Perú. — Das Gold im europäischen Folklore. — Das Eisen im Volksglauben der Malaien, Araber, Inder und Europäer. — Verbot des rituellen Gebrauchs von Eisengerät in Alt-Israel. — Die Schmiede als geächtete Kaste in Abessinien, bei den Masai, in Darfur, Wadai und Tibesti. — Geächtete Kasten in Indien, Europa und Alt-Mexiko. — Kupfer, Bronze und Silber als Amulet. — Mystische Eigenschaften von Edel- und Halbedelsteinen in Indien, Java, China, Persien und Arabien. —	

	Seite
Verachtung von Gold und Edelsteinen als Männerschmuck bei den Spaniern des 16. Jahrhunderts. — Die mystischen Glasperlen der Ja-luo. — Zauber- und Heilsteine im alten Westindien und Mexiko. — Zauber- und Heilsteine in Europa. — Der Bernstein als Schmuckmaterial. — Die Edelkoralle als Amulet. — Mystische Conchylien: Die ostindische Chank-Schnecke . . . . .	377
<b>Siebzehnte Vorlesung.</b> Die Form des Schmuckes. — <i>SEMPERS</i> und <i>SELENKAS</i> Einteilungen des Schmuckes. — Die Ringform beim Schmuck: Fingerschmuck; Arm und Beinschmuck; Halsschmuck und Brustplatten; Kopfschmuck. — Die Formen des Kopfschmuckes und der Kopfbedeckung: lose Einzelobjekte; Kränze; Kronen; Stirnband, Stirnreif und Diadem; Mütze; Haube; Kopftuch und Schleier; Hut; Helm; Masken und Maskenaufsätze . . . . .	426
<b>Achtzehnte Vorlesung.</b> Der Gürtel als Ringschmuck. — Der Brustgürtel: Payaguá, Römerinnen, Bafote. — Hüftgürtel und Hüftschnüre: Bakaíri, Perser, Parsen; der Gürtel im Priester- und Fürstenornat. — Der magische Gürtel der Aphrodite. — Der Frauengürtel als Keuschheitssymbol: Sparta, Nibelungenlied, Serang, Kordofan. — Die Kleidung. — Das Schamgefühl als Resultat der Erziehung: Zoque-Indianer, Perser. — Schambedeckung und Kleidung in der biblischen Sage vom Sündenfall. — Physiologische Ursachen der Schambedeckung. — Die Bedeckung der glans penis: Bakaíri, Alt-Griechenland. — Die Infibulation im alten Rom: Metallring und Kynodesme. — Die Beschneidung: Israeliten, Alt-Ägypter. — Vorhäute als Kriegstrophäen. — Die Kastration als Kriegssitte in Ostafrika. — Die Beschneidung bei den Persern, Kirgisen, Arabern, Türken und Malaien. — Die Beschneidung auf Serang. — Die Knaben- und Mädchenbeschneidung bei den Masai und in Abessinien. — Die Mädchenbeschneidung (excisio clitoridis) bei den Vey-Negern alter und neuer Zeit . . . . .	474
<b>Neunzehnte Vorlesung.</b> Angebliche Zwecke der Beschneidung: Reinlichkeit, Beseitigung der Phimose, Schutz gegen Infektion. — Die Beschneidung bei den Zentral-Australiern. — Die einseitige Hodenextirpation bei den Hottentotten. — Ihre völkerpsychologische Parallele mit der Beschneidung der Zentral-Australier. — Die einseitige Hodenextirpation auf Ponapé. — Die Beschneidung bei südamerikanischen Indianerstämmen am Orinoko, Apure, Amazonas und Ucayali. — Die Blutentziehung aus den Genitalien im Opferrituell mexikanischer Stämme. — Allgemeine völkerpsychologische Momente bei den Verstümmelungen der Genitalien. — Die Deformation der weiblichen Schamlippen durch Dehnung: Südafrikaner, nordamerikanische Indianer, Südseeinsulaner. — Die Infibulation der Mädchen und Frauen: Nordostafrika, Hinterindien. — Die „Revirgination“ in der Geschichte der europäischen Prostitution: Spanien und Frankreich im Mittelalter, das moderne England . . . . .	519
<b>Zwanzigste Vorlesung.</b> Die weiblichen Brüste. — Mystische Zeremonie der Australier zur Beförderung ihres Wachstums. — Die weiblichen Brüste als sexuelles Lockmittel. — Indische Rezepte zur Beförderung ihres Wachstums. — Abneigung gegen große Frauenbrüste im alten Rom und im französischen Mittelalter. — Der Khalynkarts oder die	

Schnürbrust der Ossetinnen. — Absichtliche Hemmung der Entwicklung der Brüste bei den Spanierinnen des 17. Jahrhunderts. — Verschiedenheit der Volksansichten betreffend die Brüste. — Erotische Wirkung des sich bewegenden menschlichen Körpers. — Das „Kirschenspiel“ im Mittelalter Italiens und Frankreichs. — Goethes „Briefe aus der Schweiz“. — Der Tanz. — Rudimente tanzähnlicher Bewegungen bei Kindern. — Reigenspiele. — Allgemeine ästhetische Wirkung sich bewegender Körper und ihre Bedingungen. — Gruppierung der Personen bei den Tänzen: Einzeltänze und Gruppentänze. — Einfache Freudentänze. — Erotische, kriegerische und mystische Momente als Grundlage von Tänzen. — Profane und mystische Tänze. — Das Sonnenwendfest der Eskimo. — Der Tanz der Hottentotten in den Neu- und Vollmondnächten. — Der Barentanz der Sioux. — Der Totentanz der Irokesen. — Mannigfaltigkeit der Tänze bei den nordamerikanischen Indianern: die Tänze der Omaha. — Totemistische Tänze der Zentralaustralier. — Tanz und Ekstase: die Schamanentänze, der Tanz Davids vor der Bundeslade. — Rituelle Tänze der abessinischen Christen. — Religiös-erotischer Tanz bei den Wiedertäufern von Münster i. W. . . . . 558

**Einundzwanzigste Vorlesung.** Erotische Elemente beim Tanz. — Bauernsitte im Kanton Bern. — GOETHES Werther und Lotte. — Erotische Tänze profanen Charakters. — Die gaditanischen Tänzerinnen des Altertums. — Der ägyptische „Bauchtanz“. — Ägyptische Tänzerinnen. — Der Tanz der Tochter der Herodias: Bibel, GUSTAVE FLAUBERT, OSKAR WILDE, HERMANN SUDERMANN. — Frühmittelalterliche Vorschriften betreffend die Wandertänzerinnen. — Das Ballett. — Erotische Tänze auf Ulietea. — Erotische Tänze mit mystischem Charakter. — Der Karama-Tanz in Nordindien. — Mystisch-erotische Tänze der südindischen Tempelmädchen. — Die Kacina-Zeremonien der Moki-Indianer. — Mystisch-erotische Tänze in Alt-Guatemala. — Das Beilager der Johannispaare auf der Insel Moon. — Die Exhibition in medizinischem und ethnologischem Sinne. — Die „Pieds pudiques“ in Italien und Spanien. — Exhibition in der Frauen- und Männertracht. — Die Fruchtbarkeitskulte und ihre Symbolik. — Phallischer Kult in Alt-Ägypten. — Der Siva-Kult in Indien. — Das Linga als Symbol Sivas. — Spuren phallischer Kulte in Alt-Kanaan. — Der Kybele-Kult und seine Mythen. — Die Selbstkastration der Kybelepriester. — Ekstatische Anästhesie der Kybelepriester. — Phallischer Kult der „Syrischen Göttin“. — Die Kdeschim der Bibel. — Exhibition bei muhammedanischen „Heiligen“ . . . . . 601

**Zweiundzwanzigste Vorlesung.** Der Dionysos-Kult im Altertum. — Die Dionysien. — Der Feldgott Priapus in der Antike. — Plastische Darstellungen des Phallus — Hermes als phallischer Gott. — Der altskandinavische Gott Fricco als phallische Gottheit der Liebe. — Saint-Léon de Bayonne. — Ithyphallische Heilige im französischen Mittelalter. — Phallische Totenfeste in Loango. — Der Phallus am unteren Kongo, in Dahome und in den Ruinen von Zimbabwe. — Der Phalluskult in Japan. — Phallische und exhibitorische Bräuche in Amerika. — Phallische Amulette im Altertum. — Phallus und Exhibition in Burma, Indien und Indonesien und ihr Zusammenhang

	Seite
mit dem Dämonenglauben. — Die „hochheilige Vorhaut Christi“ und ihre Mystik. — Phallische Votivgaben. — Indische Sekten mit erotischen Bräuchen: die Vami- und die Kanchuliya-Sekte. — Plastische Darstellungen von Coitusszenen. — Coitus als öffentlicher Ritus auf Ulietea. — <i>VOLTAIRE'S</i> Schilderung der erotischen Bräuche auf ‚Otaïti‘. — Die Exhibition des nackten Körpers: Als einfache Volkssitte; das Nacktschlafen als Volksbrauch; Entblößung des Körpers als Strafe; Nacktheit im Zauberwesen Europas, Indiens und Indonesiens; Nacktheit in der Mystik christlicher Sekten; das Nackte in der bildenden Kunst: Maler- und Bildhauer-Scherze. — Erotische Wirkung des Nackten . . . . .	654
<b>Dreiundzwanzigste Vorlesung.</b> Mechanik der Schallproduktion im Tierreich und beim Menschen. — Der Klirrschmuck: Bibel; Koran; Dār Fōr; Mexiko; Pegu; Europa. — Artikulierter Gesang beim Menschen. — Physiologische und psychische Wirkung der Musik und des Gesanges. — Die Lantäußerungen der Vögel. — Der Gesang beim menschlichen Kind. — Entwicklung der europäischen Musik. — Relativität des musikalischen Schönheitsbegriffes: Ägypten; Guatemala; Japan. — Einfluß der Gewöhnung auf das musikalische Urteil. — Die Musik als Begleiterin des Tanzes. — Subjektivismus in der Interpretation der Musik. — Beziehungen der Musik zur Erotik. — Die Oper „Carmen“. — Das musikalische Talent als Moment der sexuellen Auslese. — <i>GUY DE MAUPASSANT'S</i> „Olivier Bertin“ . . . . .	714
<b>Vierundzwanzigste Vorlesung.</b> Die Zote und ihre Formen: verbale, mimische, graphische und plastische Zote. — Kategorien der verbalen Zote. — Doppelsinn, Umschreibung, Vergleichen und Bilder. — Proben der literarischen Zote aus <i>ARIOST</i> , <i>VOLTAIRE</i> , <i>BOCCACCIO</i> , <i>PETRONIUS</i> , <i>RABELAIS</i> und den <i>Epistolae obscurorum virorum</i> . — Das Rätsel. — Die maskierte Zote. — Die Zote nach berühmten Mustern: Schnadahüpfel; „das Wirtshaus an der Lahn“; Klapphornverse; <i>A B C</i> -Verse. — Sprichwörter und Spruchreden. — Interjektionelle Anwendung zotiger Ausdrücke im Spanischen, Italienischen und Rumänischen. — Die Erzählung und die Anekdote. — Die gereimte Zote. — Der Brief. — Das Zitat. — Die Scheinzote. — Das Schnellsprechen. — Die mimische Zote. — Die graphische und die plastische Zote. — Die Zote auf außereuropäischem Boden: Japan; Perú; Marajó	739
<b>Fünfundzwanzigste Vorlesung.</b> Erotische Rolle des Geruchsinnens beim Menschen. — Schwierigkeit der Klassifikation der Düfte. — Die osmatischen Systeme von <i>LINNÉ</i> , von <i>HALLER</i> und <i>ZWAARDEMAKER</i> . — Schwierigkeit der ethnologischen Untersuchung der Duftwertung und deren individuelle und nationale Verschiedenheit. — Die natürlichen Körperdüfte des Menschen. — Osmatische Wirkung der Kleidung, künstlicher Duftsubstanzen und gewisser Nahrungs- und Genußmittel. — Die osmatische Gewöhnung. — „Rassengeruch“. — Ein japanisches Urteil über den Europäerduft. — Relativität des osmatischen Urteils von Rasse zu Rasse. — Ethnische Unterschiede und psychische Momente bei der Duftperzeption. — Osmatisches Verhalten der Senoi, westindischen Neger, Südinder und Burmanen. — Erotische Wirkung der Körperdüfte. — Der Haarduft. — Der	

	Seite
Mundduft; Mundpflege; Ansicht des Altertums über den Mundduft der Päderasten. — Der Hautduft. — Der Achselhöhlenduft. — Seine Verwendung zu Liebeszauber. — Die Genitaldüfte: spezifische und akzessorische Genitaldüfte des Mannes und der Frau. — Osmatische Kosmetik der Genitalgegend. — Menstruation und Wochenbett in osmatischer Hinsicht. — Rituelle und profane Behandlung der Menstruierenden und Wöchnerinnen: Bibel; Abessinier; Genitalräucherungen der Bogos und Somali, Altpersien und Indien. — Die Scheidentamponade. — Indische Mythe über die Entstehung der Menstruation. — Behandlung verstorbener Menstruierender in Indien. — Bedeutung der ersten Menstruation: Indien; Australien. — Behandlung der Menstruierenden auf den Molukken, am Kongo und bei den Orinoko-Stämmen. — Mythen der Menomini und Cherokee. — Behandlung der Menstruierenden bei den Omaha, Ponka, Tlingit und Haida. — Menstruationsblut als Zaubermittel: Inder, Römer, Zigeuner, Magyaren, Deutsche. — Die Menstruation in der katholischen Moralthologie. — Der weibliche Sexualduft in der praktischen Erotik. — Der Fußduft. — Der Anal- und Fäkalduft. — Zusammenfassung . . . . .	802
<b>Sechszwanzigste Vorlesung.</b> Die erotische Bedeutung der Hautsinne. — Die taktile Verwendung der Hautdecke im Dienste der Erotik. — Die „Uarmungen“ der indischen Erotik. — Die erotischen Funktionen der Hand. — Die Betastung der weiblichen Brüste als Verlobungssymbol: Tanembar- und Timorlao-Insulaner; Tscherschans-Tataren. — Die Lehre der Moralthologie über die „tactus inhonesti“. — Die erotische Verwendung der Lippen und der Zunge. — Nicht-erotische und erotische Arten der Küsse. — Der Zungenkuß. — Die taktile Rolle der Geschlechtsorgane und der Begattungsakt beim Menschen. — Ethnisch und völkerpsychologisch wichtige Besonderheiten des Geschlechtsaktes beim Menschen. — Die Körperstellungen beim Coitus. — Rituelle Bestimmungen und volkstümliche Ansichten betreffend die Häufigkeit des Coitus. — Die rituelle Wertung und Behandlung des Sperma virile. — Die Reizmittel zur Steigerung des Begattungstriebes. — Die Surrogate des Coitus. — Die ethnisch wichtigen sexuellen Perversitäten. — Die Kastration . . .	868
Ergänzungen . . . . .	993
Verzeichnis der zitierten Literatur . . . . .	996
Sachregister . . . . .	1009

## Erste Vorlesung.

Das organische Leben als zeitlich begrenzte Phase der Erdgeschichte. — Lebensdauer und Lebensphasen beim Individuum. — Morphologisch differenzierte Lebensphasen beim Schmetterling und beim Schachtelhalm. — Wichtigkeit des Fortpflanzungsgeschäftes im Naturhaushalt. — Die Vorkehrungen zur Sicherung der Fortpflanzung. — Flugvermögen, Schapparat, Geruchssinn und Duftapparate, Gehörorgan, Schrillapparate und Resonatoren der Insekten im Dienste des Sexuallebens. — Die Geschlechtsorgane. — Primäre und sekundäre Geschlechtsmerkmale. — Sexueller Dimorphismus im Tierreich. — Das „Hochzeitskleid“ der Amphibien und Fische. — Dauernder sexueller Dimorphismus der Form oder Färbung bei Vögeln, Schmetterlingen und Käfern.

In der Geschichte der Erde bildet die Existenz belebter Wesen bloß eine Phase, deren Dauer wir nicht kennen, und von der wir nur aus geophysikalischen Gründen den Wahrscheinlichkeitsschluß ziehen können, daß auch sie eine obere und eine untere Grenze, einen Anfang und ein Ende besitzt. Mit der Lebensdauer des Menschen gemessen liegt der Anfang des organischen Lebens ungeheuer weit in der geologischen Vergangenheit zurück: auch die ältesten uns zugänglichen fossilen Reste gestatten uns nicht mehr, seinen Anfang zu erreichen. Sein Ende aber liegt unabsehbar fern in der Zukunft vor uns. Und dennoch muß, wenn unser naturwissenschaftliches Schließen überhaupt richtig ist, einmal ein Zeitpunkt kommen, wo alles organische Leben auf der Erde wieder erlischt.

In unendlich viel kleineren zeitlichen Grenzen aber bewegt sich das Leben des einzelnen Organismus, und wenn wir auch nur von einer beschränkten Zahl der Pflanzen und Tiere unserer Umgebung die normale durchschnittliche Lebensdauer durch Beobachtung und historische Dokumente wirklich kennen, so läßt sich doch daraus für die übrige Lebewelt berechtigterweise der Analogieschluß ziehen, daß mit einem Zeitraum von eintausend Jahren auch für die langlebigen Wesen, die wir beiläufig gesagt im Pflanzenreiche suchen müssen, die Grenzen des Lebens jedenfalls reichlich gegeben sind,

während sich bei den kurzlebigen die Dauer des individuellen Lebens auf einige Stunden zusammendrängt.

Die Spanne Zeit, die das Leben eines organischen Wesens umfaßt, gliedert sich in verschiedene Abschnitte, die wir beim Menschen als „Jugend“, „Mannesalter“ und „Greisenalter“ zu bezeichnen pflegen. Physiologisch kennzeichnen sie sich als eine Periode des Wachstums, als eine Periode anscheinenden Gleichgewichts und endlich als eine Periode der Abnahme der Körpergewebe. Diese letztere dauert indessen nicht kontinuierlich fort, indem sie den Körper durch allmählichen Substanzverlust seiner Auflösung entgegenführt, sondern sie erreicht ihr Ende lange zuvor durch ein plötzliches Aufhören der dem bloßen Auge sichtbaren vitalen Prozesse, das wir als „Tod“ bezeichnen.

Beim Menschen und bei einer großen Anzahl anderer, tierischer sowohl als pflanzlicher Organismen gehen die genannten Abschnitte des Daseins allmählich und kontinuierlich ineinander über, indem sich Wachstum, Gleichgewicht und Abnahme der Gewebe als bloße Additions-, Gleichheits- und Subtraktionsexempel im Bereiche der kleinsten Bestandteile des Körpers, der Zellen und der Zellmoleküle aneinanderreihen, während die wesentlichen Züge der äußern Körperform nicht geändert werden. Bei sehr vielen tierischen, aber auch pflanzlichen Organismen sehen wir dagegen die Reihe der Lebenserscheinungen diskontinuierlich verlaufen, indem ihre Wachstumskurve an gewissen Stellen jähe Änderungen erleidet, die auch morphologisch sich in augenfälligster Weise ausprägen. Ihnen allen ist das Beispiel der Schmetterlingsraupe bekannt, die nach ihrem Austritt aus dem Ei zunächst eine Zeitlang wächst, ohne ihre äußere Gestalt wesentlich zu ändern, wenn wir von dem Umstande absehen, daß sie mehrere Häutungen durchmacht und dabei in einzelnen Fällen Änderungen untergeordneter Art in Form und Farbe erleiden kann. Dann aber, in einer bestimmten Phase der Entwicklung, liefert eine solche Häutung kein den frühern Stadien gleichgeartetes Wesen mehr, sondern ein Produkt ganz anderer Art, das sich von der Raupe morphologisch vor allem durch den Mangel an Bewegungs- und Freßorganen und physiologisch durch die Sistierung der Nahrungsaufnahme unterscheidet und das wir als „Puppe“ bezeichnen. Während die Puppe nun für eine je nach der Spezies kürzere oder längere Zeit ihre äußere Form und auch ihre Größe beibehält, vollziehen sich in ihrem Innern in der Körpersubstanz Umlagerungsvorgänge feinerer Art, die zu einer bestimmten Zeit dazu führen, daß durch eine neue Häutung die Puppenhaut

gesprengt wird und als tote Hülle zurückbleibt, während ihr ein Wesen von wiederum ganz anderer Art, der „Schmetterling“ entsteht. Er unterscheidet sich von der bewegungslosen Puppe vor allem dadurch, daß er eine extrem potenzierte Bewegungsfähigkeit aufweist, indem er nicht bloß Füße, sondern auch Flügel besitzt.

Es würde uns zu weit von unserem eigentlichen Thema wegführen, wenn wir diese einleitenden Bemerkungen noch auf die zahlreichen andern Gruppen niederer Tiere ausdehnen wollten, bei denen Anfang und Ende des Lebens ebenfalls nicht durch eine kontinuierlich ansteigende und abfallende morphologische Kurve verbunden sind, sondern wo derartige abrupte, bestimmten Entwicklungsstadien angehörige Änderungen der äußeren Form auftreten.

Dagegen wollen wir erwähnen, daß im Pflanzenreich Erscheinungen, die wir den eben erwähnten an die Seite stellen können, zwar nicht ganz fehlen, aber doch weniger augenfällig auftreten. Als ein auch dem Nicht-Botaniker geläufiges Beispiel wären hier etwa gewisse Schachtelhalme (*Equisetaceae*) anzuführen. Wenn Sie im ersten Frühjahr die Stellen gelegentlich wieder aufsuchen, an denen Sie im vorhergehenden Sommer und Herbst die prächtigen Wedel von *Equisetum Telmateja* EHRH. beobachtet hatten, so sehen Sie die Wedel verdorrt und vom Schnee geknickt, also offenbar tot, am Boden liegen. Aus den in der Erde verborgenen Wurzeln aber, die im Sommer die Wedel geliefert hatten, erheben sich jetzt Gebilde ganz anderer Art: lebende spargelähnliche Stengel von weißlicher Farbe, die an der Spitze einen eigentümlich gebauten Samenkolben tragen. Dies ist der „Frühlingshalm“. So wenig nun anscheinend Schmetterlinge und Schachtelhalme miteinander zu tun haben, eine Eigentümlichkeit ist ihnen beiden gemeinsam: es ist Ihnen bekannt, daß weder Raupe noch Puppe, sondern nur der Schmetterling imstande ist, über sein individuelles Leben hinaus seine Art fortzupflanzen, indem er Eier legt, aus denen wieder Raupen sich entwickeln. Und ebenso liefert nicht der stattliche „Sommerhalm“ von *E. Telmateja*, sondern nur der unscheinbare Frühlingsproß die Samenkörner, aus denen neue Individuen der gleichen Art sich entwickeln. Im einen und im andern Falle zerfällt also das Gesamtdasein jedes Individuums in zwei, nicht nur zeitlich, sondern auch morphologisch getrennte Abschnitte, von denen der eine die Periode der Sterilität, der andere die Periode der Fortpflanzungsfähigkeit umfaßt. Beim Schmetterling ist es das Raupen- und Puppenstadium, bei *E. Telmateja* die grünästige Sommerform, welche die Periode der Sterilität repräsentieren, während der

ausgebildete Schmetterling und der blasse Frühlingshalm des Schachtelhalm die Periode der Fortpflanzungsfähigkeit kennzeichnen.

Schon der Umstand allein, daß bei einzelnen Gruppen tierischer und pflanzlicher Wesen das Gewand, in dem der Einzelorganismus während seiner Fortpflanzungsperiode auftritt, bis zur völligen Unkenntlichkeit von demjenigen der sterilen Periode verschieden ist, läßt die hohe Wichtigkeit erkennen, die in der Natur dem Fortpflanzungsgeschäfte zukommt. Und in der Tat sehen wir auch, daß diese in ihrer äußern Gestalt so abweichenden Formen der fruchtbaren Lebensperiode nicht einfach als „Lusus naturae“ aufzufassen, sondern daß sie in bestimmter Weise ihrem Zwecke angepaßt sind. Unsere Tagfalter haben ihre farbig beschuppten Flügel nicht bloß dazu, um damit sorglos von Blume zu Blume zu flattern und deren süßen Saft zu saugen, sondern in erster Linie dazu, um auf ihrem Flug durch Wald und Wiese mehr Wahrscheinlichkeit zu haben, mit ihren Artgenossen des andern Geschlechtes zusammenzutreffen, damit die Gelegenheit zur Paarung zu gewinnen und so die Fortpflanzung der Spezies zu sichern. Wäre diese an das schwer bewegliche Stadium der Raupe gebunden, so müßte die Aussicht auf Paarung und damit auf die Fortpflanzung der Art viel prekärer sein. Es hat sich also hier eine ganz bestimmte Einrichtung, der Flugapparat, entwickelt, um die Fortpflanzung zu sichern.

Würden wir einzelne spezielle Fälle noch weiter verfolgen, so würden wir sehen, daß dem gleichen Zwecke auch noch andere Vorkehrungen dienen. Dahin gehört z. B. die für einen entwickelten Tagfalter ungewöhnliche Langlebigkeit einiger Arten, wie z. B. des gewöhnlichen „Zitronenfalters“ (*Gonepteryx rhamni* L.), die es ihnen ermöglicht, ohne erhebliche Nahrungsaufnahme im Winterversteck auszuharren, bis die zur Ernährung der Raupen geeigneten Futterpflanzen im Frühling wieder zu sprießen beginnen. Dahin gehört ferner eine Genügsamkeit in der Nahrungs- und selbst in der Wasseraufnahme beim Schmetterling, wie sie die Raupe nicht besitzt. Der quantitative Unterschied zwischen Larven- und Imago Stadium bei den Schmetterlingen spricht sich schon darin deutlich aus, daß bei der Imago der Mundapparat auf einen Saugrüssel reduziert ist, der nur noch flüssige Nahrung aufnehmen kann und daß demgemäß auch das Darmrohr im Schmetterlingskörper bei weitem nicht mehr den Raum einnimmt, wie in der Raupe, die auf kompakte, durch Kauen gewonnene Nahrung angewiesen ist. Bei der Raupe bildet die Aufnahme der Nahrung und deren

Umwandlung in tierisches Gewebe die ausschließliche Leistung des Organismus, während sie beim Schmetterling nur noch die Aufgabe hat, das Leben so lange zu fristen, bis die normalen Chancen zur Fortpflanzung der Art gegeben sind. Ja, bei den Imagines gewisser Insekten, wie z. B. der Eintagsfliegen (*Ephemeridae*), mancher Schmetterlinge und Fliegen, geht die Verkümmerng der Mundwerkzeuge so weit, daß diese zu irgendwelcher Nahrungsaufnahme tatsächlich unbrauchbar sind und daß diese Tiere nur mit dem, aus den frühern Stadien herübergebrachten und im Körper noch aufgespeicherten Nährmaterial ihr kurzes Leben noch eine Zeitlang fristen können.

Einen weitem, dem Fortpflanzungsgeschäft wesentlich, wenn auch nicht ausschließlich unterstellten Hilfsapparat bildet im Falle der Tagschmetterlinge das Sehvermögen. Die Raupe ist blind, der Falter dagegen ist mit einem entwickelten optischen Systeme, den „Augen“ und „Nebenaugen“ ausgestattet, die es ihm ermöglichen, Individuen des andern Geschlechtes seiner Art auf größere Distanzen zu erkennen und ihnen zum Zwecke der Paarung nachzujagen.

Die Beziehungen des Sehvermögens zum Geschlechtsleben beschränken sich aber nicht darauf, daß das entwickelte und fortpflanzungsfähige Insekt sich gegenüber dem Larvenstadium holometaboler, d. h. mit vollständiger Verwandlung versehener Insekten durch ein leistungsfähiges optisches System, die „Facetten-

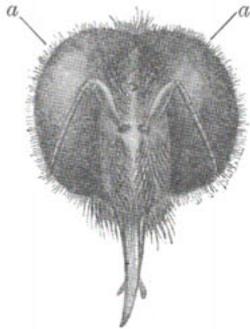


Fig. 1 a. Kopf einer männlichen Honigbiene („Drohne“); von vorn gesehen, stark vergrößert.  
a Die Facettenaugen.

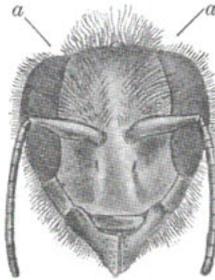


Fig. 1 b. Kopf einer Arbeitsbiene; von vorn gesehen, stark vergrößert.  
a Die Facettenaugen.

augen“ und „Nebenaugen“ auszeichnet, sondern sie gehen noch viel weiter und führen bei vielen Insekten, vor allem bei Hymenopteren („Aderflüglern“) und Dipteren („Zweiflüglern“) zu einer starken sexuellen Differenzierung der Augenbildung. Wenn Sie z. B. den Kopf einer männlichen Honigbiene, also einer sog. „Drohne“, mit dem einer „Arbeitsbiene“, also eines verkümmerten, zur Fortpflanzung untauglichen Weibchens vergleichen (Fig. 1 a u. b), so sehen Sie, daß bei der Drohne die Augen sehr groß und dergestalt entwickelt sind, daß

sie allein den größten Teil des Kopfes ausmachen, während sie bei der Arbeitsbiene nur als kleine und schmale Gebilde erscheinen und auf die Seitenränder des Kopfes beschränkt sind. Ganz ähnliche sexuelle Unterschiede zeigen auch die Augen der Männchen und Weibchen der Dipterenfamilien der Bremsen (*Tabanidae*), echten Fliegen (*Muscidae*), Märzfliegen (*Bibionidae*) und anderer. Für die Dipteren hat v. OSTEN-SACKEN<sup>1</sup> darauf hingewiesen, daß die erwähnte Differenzierung des männlichen und weiblichen Sehapparates direkt von der Lebensweise der betreffenden Arten abhängt, indem die Männchen der sich mehr von der Erde in die Luft erhebenden Spezies die großen, sich mit den Innenrändern berührenden Augen, also die Form des Sehapparates besitzen, die er als „holoptic eyes“ oder „holopticism“ bezeichnet, während bei den näher der Erde lebenden Arten, deren Augen also keinen weiten Horizont zu umfassen haben, beide Geschlechter die kleine, voneinander getrennte Augenform besitzen, die v. OSTEN-SACKEN als „dichoptic eyes“ bezeichnet. Ich möchte dem aber beifügen, daß z. B. bei den Bombyliden (*Bombylius major* L., *B. discolor* MIKAN usw.) die Lebens- und Flugweise beider Geschlechter völlig die gleiche ist, so daß die Differenz der Augen — holoptische beim Männchen, dichoptische beim Weibchen — sich nur durch die Beziehung zum Sexualleben erklären läßt, indem der umfassendere Sehapparat dem Männchen das Auffinden des Weibchens erleichtert.

Wählen wir an Stelle eines Tagfalters einen Nachtschmetterling aus der Gruppe der Bombyciden, etwa das Nachtpfauenauge (*Saturnia spini* S. V.) oder *Aglia tau* L., so sehen wir, daß hier an Stelle des Gesichtssinnes der Geruchssinn in bemerkenswerter Weise als Hilfsapparat des Fortpflanzungsgeschäftes fungiert. Bei diesen Tieren wird der Geruch auf uns nicht näher bekannte Weise durch die Fühler vermittelt und erreicht dabei einen Grad der Ausbildung, der alles weit hinter sich läßt, was menschliche Riechorgane leisten. Jedem Schmetterlingssammler ist es bekannt, daß das Aussetzen von *Saturnia*-Weibchen im Freien genügt, um von weither, auf ganz erstaunliche Distanzen hin Männchen derselben Art anzulocken, die sofort und ungestüm zur Paarung schreiten. Der so stark potenzierten Leistung des männlichen Riechapparates bei solchen Insektenarten entsprechen denn auch ganz bestimmte morphologische Verhältnisse: beim Männchen breit gekämmte wohlentwickelte Fühler, beim Weibchen dagegen einfachere, kaum mit rudimentären

<sup>1</sup> C. R. OSTEN-SACKEN, Record of my Life Work in Entomology, S. 193.

Kammansätzen versehene Antennen. Dagegen sind die Weibchen solcher Arten häufig mit besonderen Apparaten ausgestattet, die man als „Duftapparate“ bezeichnet und die den Zweck haben, sexuell reizend und lockend auf die Männchen der betreffenden Spezies zu wirken (Fig. 2 a u. b).

Aber nicht nur die Weibchen, sondern hauptsächlich die Männchen vieler Schmetterlingsarten besitzen Duftorgane, die bei den einzelnen damit ausgestatteten Arten an sehr verschiedenen Stellen des Körpers lokalisiert sein können. Bei einigen (*Pieris napi* L., verschiedene *Lycanenen*) stehen sie in Form einzelner Duftschuppen zerstreut auf den Flügeln, bei andern, wie bei *Colias Edusa* F., sind die Duftschuppen in Duftflecken oder in Flügel-falten (*Danais*-Arten) oder in Kostalumschlägen (*Hesperiden*) zusammengestellt. Wieder bei andern bilden die Duftorgane kugelige Haarpinsel an der Basis (*Sphingiden*, Fig. 3) oder an den Seiten (*Helikonier*) des Hinterleibes oder selbst am Ende desselben (*Danais*- und *Euploea*-Arten). Bei den „Ordensbändern“ (*Catocala*) liegen sie in einer tiefen Rinne an den Schienen des mittleren Beinpaars und sind gewöhnlich durch grobe Schuppen verdeckt und daher unsichtbar. Andere Schmetterlingsmännchen endlich besitzen Duftorgane an den Schienen des ersten (*Pechipogon barbalis* CL.) oder des dritten Beinpaars (*Hesperia malvae* L., *Hepialus*-Arten) oder selbst an den Tarsen (*Zanclognatha tarsiplumalis* HB., *Z. tarsipennalis* TR., *Z. tarsicrinalis* KNOCH usw.).<sup>1</sup>



Fig. 2 a. Fühler des männlichen „Nacht-pfauenauges“ (*Sat. spini*); stark vergrößert.



Fig. 2 b. Fühler des weiblichen „Nacht-pfauenauges“ (*Sat. spini*); stark vergrößert.

<sup>1</sup> Über die Anatomie der Duftorgane der männlichen Schmetterlinge vgl. K. G. ILLIG, Duftorgane der männlichen Schmetterlinge (Dissert.), Stutt-

Daß die Duftorgane der männlichen Schmetterlinge wirklich im Dienste des Sexuallebens stehen, zeigen folgende, mir von meinem Kollegen, Prof. M. STANDFUSS, einem der erfahrensten Entomobiologen der Gegenwart, mitgeteilten Beobachtungen:

„Wenn man Exemplare des Windenschwärmers (*Protoparce convolvuli*) durch Zucht aus der Raupe frisch erhält, so bemerkt man zunächst von einem auffälligen Geruche der Tiere gar nichts. Wenn aber abends die beiden Geschlechter miteinander fliegen, so strömen die Männchen einen Geruch aus, der dem des Moschus sehr nahe kommt und den selbst die menschliche Nase auf mehrere Schritte Entfernung ganz deutlich wahrnimmt. Man sieht alsdann die in Form kugelig Pinsel an der Basis des Hinterleibes an dessen Unterseite stehenden Duftorgane in vibrierender Bewegung, während das Männchen das Weibchen umschwärmt. Die männlichen Catocalen („Ordensbänder“) dagegen umfliegen bei der Vorbereitung zur Paarung das Weibchen nicht, sondern laufen um dieses herum und dabei wird das für gewöhnlich verborgene Duftorgan an den Mittelschienen ebenfalls in Form eines kugelig ausstrahlenden Büschels sichtbar, obschon ein für den Menschen wahrnehmbarer Geruch dabei nicht zu erkennen ist.“

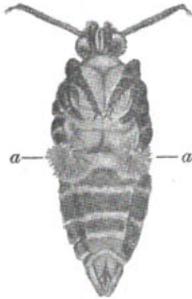


Fig. 3. Unterseite des männlichen „Totenkopfes“ (*Ailix rontia atropos* L.);  $\frac{1}{2}$  nat. Gr. a Duftbüschel.

Es würde uns zu weit führen, noch weiteres Detail über diesen interessanten Gegenstand hier beizubringen. Nur das möge noch erwähnt werden, daß die spezifischen Gerüche der einzelnen Arten auch eine wichtige Rolle für die Erhaltung der Spezies spielen und daß die Differenzierung von Rassen bereits mit einer Differenzierung der spezifischen Düfte der Weibchen einsetzt. Folgendes Beispiel aus der reichen Erfahrung von Prof. STANDFUSS mag dies illustrieren: „Unsere mitteleuropäische *Callimorpha dominula* L. ist in Italien durch eine andere geographische Rasse, die *Var. persona* HB. vertreten. Wenn man nun bei uns Weibchen von *C. persona*, und gleichzeitig in deren Nähe Weibchen der einheimischen *C. dominula* aussetzt, so fliegen die einheimischen Männchen von *C. dominula* alle an die *Dominula*-Weibchen an und fast gar nicht an die *Persona*-Weibchen.

gart 1902, wo auch die Literatur über diesen Gegenstand zusammengestellt ist. Für die physiologische Rolle dieser merkwürdigen Bildungen findet sich sehr wichtiges Beobachtungsmaterial in M. STANDFUSS, Handbuch der paläarktischen Großschmetterlinge, 2. Aufl. Jena 1896, S. 107 u. 108.

Wenn also die beiden Rassen, die heute örtlich geschieden sind, nebeneinander lebten, so würden die beiden Formen höchstwahrscheinlich different nebeneinander fortexistieren, trotzdem sie bei absichtlicher Kreuzung noch in hohem Grade gegenseitig fruchtbar sind.“

„Derartige Erfahrungen sind bei Versuchen, verschiedene Schmetterlingsarten miteinander zu kreuzen, wohl zu berücksichtigen. Wenn man z. B. Männchen der einen mit Weibchen einer andern Spezies zur Paarung bringen will, so ist es notwendig, dem Männchen gewissermaßen etwas vorzulügen, indem man auch Weibchen seiner eigenen Spezies in der Nähe der Weibchen der zweiten Spezies im Freien aussetzt. Die Männchen werden dann durch den Duft der ersteren getäuscht und infolge dieser Täuschung dazu gebracht, sich auch mit Weibchen der zweiten Spezies zu paaren, was sie nicht täten, wenn nur diese allein auf dem Platze wären.“

„Anderseits kommt es auch vor, daß z. B. einzelne Männchen des „Fichtenschwärmers“ (*Hyloicus pinastri* L.) an Weibchen des Lindenschwärmers (*Dilina tiliae* L.) anfliegen und sich mit ihnen paaren, was dafür spricht, daß die Weibchen dieser beiden, systematisch wesentlich verschiedenen Arten einen ähnlichen Duft produzieren“.<sup>1</sup>

Wie stark der Duft der weiblichen Schmetterlinge anlockend auf die Männchen ihrer Art wirkt, geht aus folgender mir von Prof. STANDFUSS mitgeteilter Erfahrung hervor: Wenn man in einem Zuchtkasten weibliche Falter einer mit spezifischem Duft ausgestatteten Spezies hat und nun einen Wattebausch in die Nähe des Hinterleibes eines derselben bringt, so wirkt nachher selbst dieser Wattebausch eine Zeitlang ebenso anziehend auf die Männchen der betreffenden Art, wie die Weibchen selbst. Sogar die Kleider des Schmetterlingszüchters, der sich mit solchen Faltern beschäftigt, nehmen den spezifischen Duft so stark an, daß die Männchen danach anfliegen und sich an seine Kleider setzen, so z. B. Psychiden.

Bemerkenswert ist bei diesen Beobachtungen, daß die Männchen der Kreuzungsprodukte zweier verschiedener Arten, also die Bastarde, ohne Unterschied an die Weibchen beider Stammformen anfliegen; die Riechorgane dieser Bastardmännchen, d. h. deren Fühler, müssen also auf die Düfte beider Ursprungsformen abgestimmt sein.

Die allgemeine Bedeutung dieser Spezialfälle wird erst später

<sup>1</sup> Vgl. STANDFUSS, Handbuch S. 107.

im Zusammenhang mit andern Dingen klar hervortreten. Nur will ich noch erwähnen, daß ganz analoge Beobachtungen über die Rolle besonderer, im Dienste des Sexuallebens stehender Düfte sich, wenn auch in weniger augenfälliger Form, auch bei andern Insektengruppen, wie Käfern, Hymenopteren und namentlich bei gewissen Termiten nachweisen lassen.

Wiederum bei andern Insekten, wie bei vielen Geradflüglern aus den Gruppen der Grillen und der Schnarrheuschrecken (*Acrididae*), sowie bei vielen Halbflüglern aus der Gruppe der echten Cikaden der wärmern Länder ist es das Gehörorgan, das als

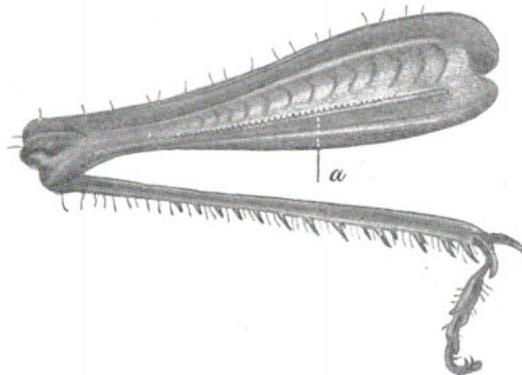


Fig. 4. Hinterbein (Innenseite) einer männlichen Schnarrheuschrecke (*Stenobothrus lineatus* Panz.); stark vergrößert.  
a Gezähnte Schrilleiste.

Hilfsmittel zur Erleichterung des gegenseitigen Auffindens der Geschlechter fungiert. Hier sind gewisse Partien des Hinterleibes oder der Beine in häutige Organe umgewandelt, welche dazu bestimmt sind, Luftschwingungen auf das Nervensystem dieser Tiere überzuleiten und sie ihnen dadurch zum Bewußtsein zu bringen.

Und gerade wie der Geruchsinn durch spezifische Ausdünstungen in Anspruch genommen wird, so auch der Gehörsinn durch spezifische Geräusche in Form von „Locktönen“. Bei vielen Schnarrheuschrecken z. B. werden solche Locktöne durch fiedelndes Reiben der mit Chitinzapfen (Fig. 4) und -leisten besetzten Hinterschinkel auf den mit regelmäßigen, stark vorspringenden Aderreihen versehenen Flügeldecken hervorgebracht.

Wenn wir noch anführen, daß in manchen Fällen, z. B. bei manchen Insekten, dann aber namentlich bei manchen Spinnen, auch der Tastsinn zum Dienste der Fortpflanzung herangezogen wird, indem das eine Geschlecht das andere durch Klopfen und Betasten mit den Fühlern und, im Falle der Spinnen, mit den Palpen sexuell zu reizen sucht, so mögen diese wenigen Beispiele aus einer einzigen zweigeschlechtigen Tierordnung genügen, um Ihnen die fundamentale Tatsache darzutun, daß in der Natur alle spezifischen Sinnesenergien des tierischen Körpers den Zwecken der Fortpflanzung dienstbar gemacht sind. Dabei

kann, wie bei manchen Stridulations- und Dufteinrichtungen, dieser Zweck der ausschließliche sein, oder er bildet, wie beim Sehen und Tasten, eine wichtige Nebenfunktion neben andern Leistungen, unter denen die Sicherung des individuellen Lebens durch die Erlangung der nötigen Nahrung und durch rechtzeitige Vermeidung von drohender Gefahr die wichtigsten sind.

Es wird im weiteren Verlaufe unserer Unterhaltungen unsere Aufgabe sein, die analogen Erscheinungen auch beim Menschen zu untersuchen und die Frage zu prüfen, ob auch bei ihm die erwähnte Tatsache der Verwendung sämtlicher spezifischer Sinnesorgane im Dienste des Geschlechtslebens sich nachweisen läßt. Bevor wir uns aber dieser Aufgabe zuwenden können, müssen wir noch einige allgemeine Bemerkungen über die „Fortpflanzung“ und die ihr dienstbaren Organe des tierischen Körpers vorausschicken.

Es würde uns viel zu weit führen, wenn wir alle die verschiedenen Formen der Fortpflanzung von der einfachen, vegetativen Vermehrung durch Teilung des einzelligen, pflanzlichen und tierischen Organismus bis zu den komplizierten Geschlechtsprodukten der höhern Tier- und Pflanzenwelt verfolgen wollten. Aus dem Heer der dahingehörigen Tatsachen wollen wir daher nur das hervorheben, was uns das Verständnis der Erscheinungen der sexuellen Sphäre beim Menschen vermitteln kann.

Beschränken wir uns demgemäß auf das Tierreich, so haben wir zunächst den Umstand zu registrieren, daß die Fortpflanzung, d. h. die Erzeugung neuer Individuen derselben Art, entweder auf ungeschlechtlichem oder auf geschlechtlichem Wege erfolgen kann. Letztere Form, die sexuelle Fortpflanzung, bildet die Regel. Sie besteht bekanntlich darin, daß zum Zwecke der Erhaltung und Vermehrung der Art, in einer bestimmten Phase des individuellen Daseins in besonderen Drüsen, den „Geschlechtsdrüsen“, besonders beschaffene zellige Elemente von zweierlei Art gebildet werden. Die eine Zellart, die „Spermazelle“, vereinigt sich mit der Fortpflanzungszelle des weiblichen Körpers, der „Eizelle“, und erst durch diese, durch die „Begattung“ vermittelte innige Verschmelzung erlangt das Gemenge beider Zellarten die Fähigkeit und den Anstoß zu den weiteren, spezifischen Entwicklungsprozessen, die zunächst in einer rasch sich abspielenden Zellteilung und allmählicher Differenzierung bestimmter Zellgruppen zu bestimmten Gewebsformen bestehen und die — zum Teil auf mehrfachen Umwegen, den „Metamorphosen“ — als Endprodukt den fertigen, seinen Erzeugern ähnlichen und wiederum fortpflanzungsfähigen Organismus liefern.

Da nun unsere Kenntnisse über den inneren Bau auch der sogenannten „niederen“ Tiere auf der Grundlage der Anatomie des Menschen und seiner Haustiere allmählich erwachsen sind, so hat man auch die aus dieser entnommenen Ausdrücke verallgemeinert. Man benennt daher die drüsigen Organe, aus denen die Samenzellen stammen, allgemein als „Hoden“ oder „Testikel“, gleichviel, ob es sich um den Menschen oder um den Regenwurm handelt. Man spricht vom „Eierstock“ (*Ovarium*) bei allen drüsigen Organen des Tierreichs, welche die spezifischen „Eizellen“ liefern. Die Organe, welche Samen- und Eizellen nach außen führen und ihre Vereinigung vermitteln, heißen die „Geschlechtsorgane“. Je nachdem sie im Innern des Körpers verborgen sind oder frei zutage liegen, scheiden sie sich in innere und äußere. Derjenige Organismus, der die Samenelemente liefert, heißt in der Zoologie bekanntlich das „Männchen“, die Produktion der Eizellen besorgt das „Weibchen“. Diese Diminutive sind einfach aus der menschlichen Welt in die tierische übertragen worden, wir wollen aber schon bei dieser Gelegenheit die merkwürdige linguistische Tatsache erwähnen, daß Sprachen der verschiedensten Stufen gelegentlich auch besondere Ausdrücke für die beiden Geschlechter von Tieren haben, die dem Menschen als Haustiere oder als Gegenstände der Jagd besonders nahe stehen.

Entsprechend dieser Verschiedenheit der Geschlechtsprodukte tierischer Spezies, die sich überhaupt auf geschlechtlichem Wege vermehren, sowie der verschiedenen Rolle der beiden Geschlechter beim Fortpflanzungsgeschäfte pflegen auch in der Mehrzahl der Fälle die Geschlechtsteile beider derart verschieden zu sein, daß sich das Geschlecht eines Tieres schon äußerlich am Bau seines Sexualapparates erkennen läßt. Diejenigen Merkmale nun, welche durch die direkt mit der Fortpflanzung in Beziehung stehenden, inneren und äußeren Organe geliefert werden, bilden die primären Geschlechtsmerkmale. Sie bestehen beim männlichen Geschlecht im Besitze samenbereitender Drüsen (Hoden), ferner von röhrenförmigen Kanälen zur Abfuhr des Samens, den Samenleitern, und endlich in sehr vielen Fällen in einer äußerlich entweder beständig sichtbaren oder nur zum Zwecke der Begattung vortretenden Rute (*Penis*). Beim weiblichen Geschlecht sind die primären Geschlechtsmerkmale gegeben in Eizellen bildenden Drüsen, den Eierstöcken (*Ovarien*), ferner in Kanälen zur Abfuhr der Eier, den Eileitern, und endlich in äußerlich sichtbaren Geschlechtsteilen, die je nach den einzelnen Tiergruppen sehr verschiedene Formen

annehmen können. Bei den höheren Säugetieren bilden sie bekanntlich eine von wulstigen Lippen umgebene Spalte, die Schamspalte (*Vagina* mit *Vulva*), bei vielen Insekten dagegen treten sie als eine mehr oder weniger lange Legeröhre aus dem Hinterleib hervor und bei gewissen Tieren, ich erinnere Sie an die Vögel und Reptilien, fehlen äußerlich sichtbare Genitalien bei den Weibchen überhaupt ganz. Zu den primären weiblichen Geschlechtsmerkmalen der höheren Wirbeltiere ist ferner noch die Gebärmutter (*Uterus*) zu rechnen, ein von muskulösen Wandungen umgebenes Hohlorgan, in welchem das befruchtete Ei einen Teil seiner Entwicklung durchläuft, bis die entwickelte „Frucht“ (*Fötus*) durch den Geburtsakt, d. h. durch rhythmische Kontraktionen der glatten Muskulatur der Uteruswandungen, die sogenannten „Wehen“, zutage befördert wird.

Als primäre weibliche Geschlechtsmerkmale sind ferner bei den höheren Säugetieren auch die Milchdrüsen aufzufassen, die allerdings auch beim männlichen Geschlecht als rudimentär gebliebene Organe in der Anlage vorkommen, aber normalerweise erst im weiblichen Geschlecht zur vollen Ausbildung und zur ausschließlichen Funktion gelangen. Je nach den Tiergattungen spricht man von „Brüsten“, von einem „Euter“ oder einfach von „Zitzen“.

Häufig sind es nun die primären Geschlechtsmerkmale allein, auf denen die erkennbaren Unterschiede zwischen den beiden Geschlechtern einer und derselben tierischen Spezies beruhen. Abgesehen von den Verschiedenheiten im Bau der Geschlechtsteile gleichen sich bei diesen Arten die beiden Geschlechter in bezug auf alle anderen Körpermerkmale, wie Größe, Form, Farbe usw. vollkommen. In diesem Falle befinden sich zahlreiche Insekten, wie z. B. unsere *Vanessa*- und *Pyrameis*-Arten: der „Trauermantel“ (*V. Antiopa*), der „Admiral“ (*Pyrameis Atalanta* L.). Hier kann nur die Untersuchung der Genitalien Aufschluß über die Zugehörigkeit eines Individuums zum einen oder andern Geschlechte geben.

Sowohl bei höheren als bei niederen Tieren sind dagegen bei sehr vielen Arten außer den Geschlechtsorganen *sensu stricto* noch andere mehr oder minder auffällige Merkmale vorhanden, durch die sich das eine Geschlecht vom andern schon auf den ersten Blick unterscheidet. Da jedoch das Fehlen dieser Merkmale die Fortpflanzung der Art nicht direkt aufzuheben, sondern höchstens indirekt zu erschweren vermöchte, so bezeichnet man sie als sekundäre Geschlechtsmerkmale. Sie treten uns, mehr oder weniger ausgebildet, bereits bei einigen getrenntgeschlechtigen Würmern, z. B. bei manchen Rundwürmern (*Nematoden*), entgegen. Deutlicher

und auffälliger sind sie dagegen im Reiche der Gliedertiere (*Arthropoda*) entwickelt, wo sie teils die äußere Leibesform, teils aber und zwar hauptsächlich, die Färbung beschlagen. Die Unterschiede in der Entwicklung des Flugapparates bei den beiden Geschlechtern vieler Lepidopteren, Hymenopteren und Orthopteren, die Differenzen der Fühler- und Tarsenbildungen, der Beborstung und Behaarung des Leibes, das Vorhandensein besonderer Klammer- und Haftapparate bei den Männchen vieler Insekten, das Auftreten geweihartiger Bildungen am Kopf und am Thorax der Männchen vieler Käferarten, hauptsächlich aus der Gruppe der Blatthörner (*Lamellicornia*) liefern Beispiele für solche schon in der äußeren Form ausgeprägte sekundäre Geschlechtsmerkmale. In einzelnen Fällen nehmen sie am eigentlichen Fortpflanzungsgeschäft immer-

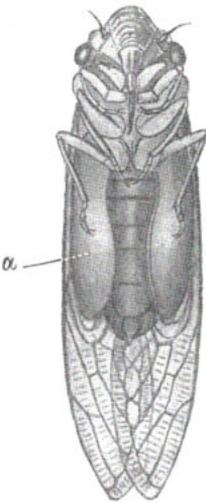


Fig. 5. Unterseite einer männlichen Cikade (*Dun-dubia vaginata* F., Java). a Schalldeckel. Nat. Gr.

hin noch soviel direkten Anteil, daß man versucht ist, sie den primären Geschlechtsmerkmalen zuzuzählen. Beispiele hierfür bilden die zu kompliziert gebauten, samenübertragenden Organen umgebildeten Palpen der Männchen der echten Spinnen, ferner die Haftzangen am Hinterleibsende der männlichen Libellen, mit denen diese bei der Begattung den Hals des Weibchens umklammern und ihm dadurch den nötigen Halt gewähren, um durch Vorwärtstrecken des Hinterleibes seine Genitalien an die männliche Geschlechtsöffnung heranzubringen. Diese auch im Reiche der Insekten ausnahmsweise Einrichtung hat equilibristischen Zweck: sie ermöglicht es dem kopulierten Libellenpärchen, davonzufliegen, ohne den Begattungsakt zu unterbrechen. Bei den Männchen vieler tropischer Cikaden dienen gewaltig entwickelte Schalldeckel an der Basis des Hinterleibes als Resonatoren und somit als schallverstärkende Lockapparate und stehen in dieser Eigenschaft gleichfalls auf der Grenze zwischen primären und sekundären Geschlechtsmerkmalen (Fig. 5).

Alle dahingehörigen Dinge bilden das, was man in der Biologie als „sexuellen Dimorphismus“ bezeichnet.

In sehr vielen Fällen von Dimorphismus der Geschlechter müssen wir schlechterdings bekennen, daß der spezielle Zweck der einen oder andern Einrichtung uns verborgen ist. Wir können uns, zurzeit wenigstens, keine klare Vorstellung davon machen, wozu das

Horn auf dem Kopf des männlichen „Nashornkäfers“ (*Oryctes nasicornis* L.) dient, das dem Weibchen fehlt, weshalb beim „Dreihornkäfer“ (*Geotrupes typhoeus* F.) das Halsschild des Männchens drei Hörner, dasjenige des Weibchens dagegen nur kleine Höcker besitzt, weshalb beim „Kammolch“ (*Molge cristata* LAUR.) der Rücken des Männchens einen gesägten Hautkamm trägt, der dem Weibchen fehlt usw. Ganz dasselbe gilt vom Dimorphismus der Färbung, der im Reiche der Insekten in so zahlreichen Fällen, speziell bei den Lepidopteren, so stark ausgeprägt ist. Es fehlt uns zurzeit jede Einsicht in die Tatsache, daß z. B. bei vielen europäischen und tropischen Pieriden („Weißlingen“) die Färbung des Männchens sich so stark nach Gelb oder Orange verschoben hat, während diejenige des Weibchens weiß oder blaßgelb geblieben ist. Ebensovienig haben wir eine Ahnung davon, weshalb bei manchen Faltergruppen, wie bei vielen Lycaeniden, Nymphaliden und Pieriden, der sexuelle Färbungsdimorphismus so stark ausgeprägt ist, während er in andern, koloristisch sehr kräftig wirkenden Formen, wie die Vanessen und Pyrameis-Arten, sozusagen ganz fehlt.

Daß aber in einer fast unabsehbaren Reihe von Beispielen, sowohl im Bereiche der Wirbellosen, als der Wirbeltiere auch die Färbung in engste Beziehung zum Geschlechtsleben tritt und diesem indirekt dienstbar wird, ist eine völlig feststehende und jedem Tierbeobachter geläufige Tatsache. Sie tritt besonders augenfällig bei solchen Tierarten hervor, bei denen die Färbung eines und desselben Individuums zu der Zeit, in der das Fortpflanzungsgeschäft ausschließlich erledigt wird, gegenüber derjenigen Färbung, die während der übrigen Zeit des Jahres der betreffenden Spezies eigentümlich ist, wesentlich verändert erscheint. Man bezeichnet daher auch dieses kurzlebige, nur während einiger Wochen oder Monate des Jahres auftretende Farbenkleid solcher Arten in der Biologie direkt als „Hochzeitskleid“.

In exquisiter Weise ist ein Hochzeitskleid bei manchen Amphibien zu beobachten. So zeigt z. B. das Männchen des „Springfrosches“ (*Rana agilis* THOM.) zur Paarungszeit eine orangerote Verfärbung der Bauchhaut in der Gegend der Schenkelbeuge. Eine bläuliche Färbung der Haut am Unterkiefer und am Hals tritt zur Leichzeit bei *Rana temporaria* L. auf. Ganz auffällige Änderungen der Färbung zeigen zur Paarungszeit auch die Männchen unserer Wassermolche (*Molge*), hauptsächlich *Molge cristata* LAUR. und *M. taniata* (WOLFF), und zwar im Sinne einer größeren Buntheit und

Intensität der Färbung. Gleichzeitig treten aber bei diesen Tieren auch morphologische Veränderungen vergänglicher Natur auf, indem z. B. bei den Männchen der beiden genannten Molcharten sich zackige Hautkämme auf dem Rücken erheben, die nach der Paarungszeit durch Atrophie wieder verschwinden. Beim Männchen von *Molge palmata* SCHNEID. erscheint zu dieser Zeit, abgesehen von der Farbänderung, auch eine gutentwickelte Schwimmhaut zwischen den Zehen der Hinterfüße, die später gleichfalls wieder verschwindet.

In etwas weniger aufdringlicher Weise, aber immer noch deutlich erkennbar, tritt uns das Hochzeitskleid bei manchen Fischen entgegen. Von den Ihnen geläufigen Formen der europäischen Fauna seien hier bloß die Salmoniden erwähnt, unter denen z. B. beim „Lachs“ (*Salmo salar* L.) und bei der „Bachforelle“ (*S. fario* L.) das Hochzeitskleid deutlich auftritt. Der „rote“ Lachs der kamschadalischen Flüsse (*Salmo erythraeus* PALL.) hat sogar seinen Spezienamen seinem Hochzeitskleid zu verdanken.

Auch in der bunten Welt der Vögel fehlt es nicht an Beispielen einer mit der Periode lebhaftester Sexualtätigkeit zusammenfallenden Verfärbung. Doch tritt hier das spezifische „Hochzeitskleid“ neben dem in der Vogelwelt weitverbreiteten dauernden Färbungsdimorphismus zwischen beiden Geschlechtern um so stärker in den Hintergrund, als einerseits bei vielen Arten noch andere Umstände, wie der Gesang, als sekundäre Geschlechtsmerkmale auftreten, während andererseits bei manchen Arten temporäre Verfärbungen in Form eines „Jugendkleides“ oder eines „Winterkleides“ durchaus unabhängig vom Geschlechtsleben auftreten. Ein klassisches Beispiel der letzteren Art ist u. a. das „Alpenschneehuhn“ (*Lagopus mutus* LEACH), dessen Kleid einen kausal völlig analogen jahreszeitlichen Wechsel der Färbung — weiß im Winter, farbig im Sommer — aufweist, wie ihn der „Schneehase“ (*Lepus timidus* L. = *L. variabilis* aut.) ebenfalls zeigt und der mit dem Geschlechtsleben nichts zu tun hat.

Den eigentlichen, spezifisch sexuellen Dimorphismus der Form und der Farbe hat bereits DARWIN in so eingehender und lichtvoller Weise in seinem Werke „Über die Abstammung des Menschen und die natürliche Zuchtwahl“ behandelt, daß wir uns hier darauf beschränken können, ein paar von DARWIN nicht speziell berücksichtigte Fälle von auffälligem Dimorphismus bei Vögeln und Tag-schmetterlingen zu nennen. Bei der Wichtigkeit des ganzen Problems des Geschlechtsdimorphismus im Tierreich für das Verständnis des sexuellen Schmuckes beim Menschen wäre es dringend

wünschenswert, daß Sie, m. H., sich die Mühe nicht verdrießen ließen, im zoologischen Museum die Formen, die wir hier nur in Kürze anführen können, aufzusuchen und sich *in natura* anzusehen.

In beiden Tiergruppen sind es gewisse Familien, die sich durch einen besondern Reichtum an Fällen eines ausgesprochenen sexuellen Dimorphismus auszeichnen. Unter den Vögeln sind es u. a. die Ordnungen der Schwimmvögel (*Natatores*) und der Hühnervögel (*Gallinacei*), in denen solche Fälle besonders zahlreich sind. Aus ersterer Gruppe sei z. B. der große Haubentaucher (*Podiceps cristatus* L.), ein im nördlichen Europa und Nordamerika häufiger Wasservogel, dann die chinesische Mandarinenente (*Aix galericulata* L.) als recht charakteristische Fälle dieser Art genannt, während es für Hühnervögel genügt, an die allbekanntesten Gruppen der Fasane (*Phasianidae*) mit so prachtvollen Formen, wie die echten Fasane und die Pfauen, zu erinnern. Speziell sei hier etwa der Lady Amherst'sche Fasan (*Chryso-*



Fig. 6 a. Männchen des Quezal (*Pharomacrus mocinno* LA LLAVE, Guatemala).

Fig. 6 b. Weibchen des Quezal (*Pharomacrus mocinno* LA LLAVE, Guatemala).

*lophus Amherstiae* LEADB.) hervorgehoben, ein der chinesisch-tibetani-  
schen Fauna angehöriges Tier.

Aus der tropisch-amerikanischen Fauna wollen wir hier einzig  
das Beispiel des Quezal (*Pharomacrus mocinno* LA LLAVE, Fig. 6 a u. b)  
anführen, und zwar deswegen, weil dieser Prachtvogel, der als  
Wappentier der Republik Guatemala auch den Briefmarkensammlern  
wohlbekannt ist, auch sonst noch ethnographische Wichtigkeit besitzt.

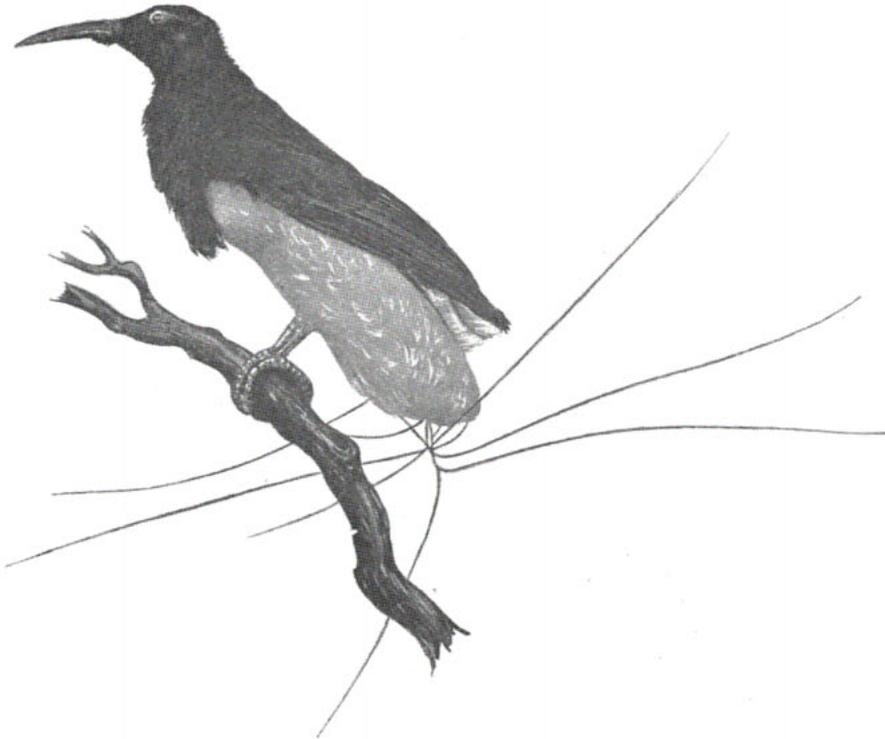


Fig. 7a. Männchen des Fadenhopfes (*Seleucides niger* SHAW, Neu-Guinea).

Der Quezal bewohnt die Hochwälder der gebirgigen Teile von Zentral-  
amerika von der Südgrenze Mexikos bis nach Panamá hinab, und  
die langen, prachtvoll metallgrün schillernden Schwanzfedern der  
männlichen Vögel dieser Art wurden von den alten Fürsten und  
Häuptlingen der vorspanischen Zeit zu den reichen, wallenden Feder-  
büschen benützt, mit denen geschmückt sie uns überall in den  
Skulpturwerken der alten Maya-Indianer entgegentreten. Hier liegt  
also der Fall vor, daß der männliche Mensch das auszeichnende

sekundäre Geschlechtsmerkmal eines männlichen Tieres dazu benützt, seine eigenen sekundären Geschlechtsmerkmale zu vermehren und zu verstärken.<sup>1</sup>

In auffälligster Weise entwickelt finden wir ferner die durch das Federkleid repräsentierten sekundären Geschlechtsmerkmale der Vögel in der ja ohnehin an ausgezeichneten tierischen Formen so reichen Fauna von Neu-Guinea. Hier ist es vor allem die zur Ordnung der „sperlingsähnlichen“ Vögel (*Passeriformes*) gehörige Familie der „Paradiesvögel“ (*Paradisaeidae*), die sich durch eine geradezu wunderbare Pracht des männlichen Gefieders und durch einen erstaunlichen Reichtum bizarrer Formen auszeichnet. Wie weit in dieser Gruppe die Differenzierung des Gefieders bei den beiden Geschlechtern gehen kann, möge Ihnen das Beispiel des „Fadenhopes“ (*Seleucidus niger* SHAW) zeigen, dessen Männchen durch sein samtschwarzes, vielfach metallisch purpurn und smaragdgrün schillerndes Hals- und Rückengefieder und die schwefelgelben lockeren Seitenfedern sich von dem oben bescheiden zimmtbraun gefärbten, auf der Unterseite wellig gestreiften Weibchen, dem auch die merkwürdigen Schwanzfäden des Männchens vollständig fehlen, so stark unterscheidet, daß ein Unkundiger glauben müßte, zwei ganz verschiedene Vogelspezies vor sich zu haben (Fig. 7 a u. b).



Fig. 7 b. Weibchen des Fadenhopes *Seleucidus niger* SHAW, Neu-Guinea).

Ebenso zahlreich, wie im Reich der Vögel, sind die Fälle einer außerordentlich weitgehenden sexuellen Differenzierung beider Geschlechter unter den Schmetterlingen. Schon in unserer, im Vergleich zu den tropischen Faunen recht bescheidenen Falterfauna fehlt es nicht an Beispielen. Der „Aurorafalter“ (*Anthocharis cardamines* L.),

<sup>1</sup> An anderer Stelle habe ich die Bedeutung dieses Vogels für die Ornamentik der alten Mexikaner und Zentralamerikaner näher geschildert und dort auch die zu seinem Schutze von den mexikanischen Königen erlassenen Jagdgesetze erwähnt (Stoll, Zur Ethnologie der Indianerstämme von Guatemala S. 26, in: Internat. Archiv für Ethnographie, Supplement I. 1889).

der „Zitronenfalter“ Südeuropas (*Gonepteryx Cleopatra* L.), *Lycaena bellargus* ROTH, *Melitaea Cynthia* S. V., *Hepialus lupuli* L., *Spilosoma mendica* CL., der „Großkopfspinner“ (*Ocneria dispar* L.), *Bombyx quercus* L., sind bekannte europäische Arten verschiedener Gattungen, die alle einen mehr oder weniger stark ausgeprägten sexuellen Dimorphismus zeigen, und die Liste ließe sich leicht vermehren. Noch auffälliger und bis zur völligen Unähnlichkeit beider Geschlechter gehend sehen wir den Färbungsdimorphismus bei manchen außer-europäischen Schmetterlingen ausgeprägt. Eines der schönsten Beispiele solcher Formen bildet der afrikanische *Papilio Merope* CRAM., dann der australische *Eurycyus Cressida* FAB., aber auch Südamerika besitzt solche Formen, wie z. B. *Dynamine Mylitta* CRAM., *Catonephele Nyctimus* WESTW. und *Myscelia Orsis* DRU., sämtlich der Familie der Nymphaliden angehörig.

Unter den Käfern pflegt der Dimorphismus der Geschlechter weit häufiger die Form als die Färbung zu beschlagen. Auffällige Unterschiede der äußeren Form zwischen Männchen und Weibchen finden sich in weitestgehender Entwicklung bei verschiedenen Gruppen der Blatthörner (*Lamellicornia*), zu denen u. a. die „Mistkäfer“ (*Coprididae*) und die „Schröter“ (*Lucanidae*) gehören. Der sexuelle Dimorphismus prägt sich bei den dahingehörigen Insekten darin aus, daß, abgesehen von untergeordneteren Differenzen in Form und Größe, die beiden Geschlechter vor allem dadurch sich voneinander unterscheiden, daß das Weibchen viel einfacher gestaltet ist, während das Männchen gewaltige Gebilde in Form von Zähnen, Hörnern oder Geweihen am Kopf oder Brustschild, manchmal an beiden, besitzt. Schon DARWIN hat eine Reihe solcher Formen diskutiert und abgebildet und seit seiner Zeit sind noch eine Reihe weiterer Fälle dieser Art bekannt geworden.

Käferarten, die den geschilderten Geschlechtsdimorphismus zeigen, finden sich, zum Teil in gewaltigen Formen, in den Faunen aller Kontinente. Dahin gehören z. B. in der ostasiatischen Fauna der javanische *Xylotrupes Gideon* L. (Fig. 8 a u. b), ferner der Riesenkäfer *Chalcosoma Atlas* L. und seine auf Luzon heimische Varietät *Hesperus* ERICHS, im tropischen Afrika (Guinea) lebt *Archon Centaurus* F., besonders reich an solchen dimorphen Arten ist aber auch die neotropische Region. Dort lebt z. B. *Megalosoma Actaeon* L. in Guyana, *M. Typhon* OL. in Brasilien, *Golofa claviger* F. in Surinam, *G. Porteri* HOPE in Columbien, *Megaceras Chorinaeus* F. in Guyana. Zu diesen Formen gehört ferner der riesige „Herkuleskäfer“ der Antillen (*Dynastes Hercules* L. und seine Varietät *D. Iphi-*

clus Pz.), während eine andere Dynastes-Art, *D. Neptunus* SCHH. Columbien bewohnt. Auch unter den „Hirschkäfern“ finden sich zahlreiche recht charakteristische Beispiele eines weitgetriebenen Geschlechtsdimorphismus, so schon bei unserm bekannten europäischen Hirschkäfer, *Lucanus cervus* L., dann bei dem bizarr gestalteten *Chiasognathus Grantii* STEPH. aus Chile, bei *Odontolabis*

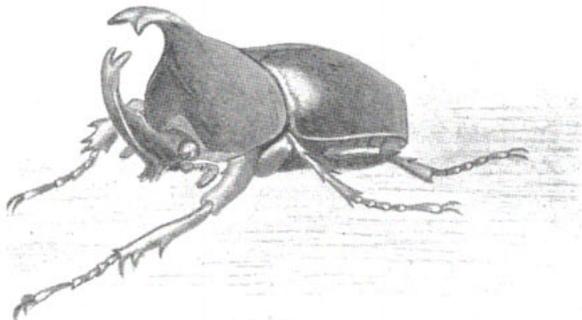


Fig. 8a. Männchen von *Xylotrupes Gideon* L. (Java). Nat. Größe.

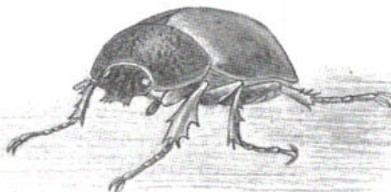


Fig. 8b. Weibchen von *Xylotrupes Gideon* L. (Java). Nat. Größe.

*Cuvera* HOPE aus Indien und bei zahlreichen anderen Arten dieser drei Gattungen.

Ein sexueller Dimorphismus der Färbung, wie ihn viele Vögel- und Schmetterlingsarten so ausgesprochen zeigen, gehört, wie bemerkt, bei den Käfern zu den seltenen Ausnahmen. Immerhin fehlt er auch hier nicht ganz und in einem unserer einheimischen Fauna angehörigen Falle, nämlich bei der Bockkäferart *Leptura rubra* L., ist er sogar recht auffallend.

Eine Reihe von morphologischen Differenzen zwischen den beiden Geschlechtern im Bereiche der Gliedertiere stehen, trotzdem sie noch zu den sekundären Geschlechtsmerkmalen zu zählen sind, in direkter

Beziehung zum Mechanismus des Geschlechtsaktes und brauchen uns daher nicht näher zu beschäftigen; zur Illustration dieses Verhältnisses wollen wir einzig den Umstand erwähnen, daß bei einigen der obengenannten Arten von sexuell stark differenzierten Käfern aus der Gruppe der Scarabäiden eines der sekundären Geschlechtsmerkmale der Weibchen darin besteht, daß die Oberseite des Halschildes und zum Teil auch die Flügeldecken auffällig rau und uneben sind, während bei den Männchen dieselben Teile ganz glatt erscheinen, wie dies z. B. schon bei dem vorstehend abgebildeten *Xyl. Gideon* (s. Fig. 8 a u. b) zu erkennen ist. Dieser Unterschied im Bau des Thoraxrückens, der z. B. bei *Chalcosoma Atlas* und seiner Var. *Hesperus*, dann bei *Megalosoma Actaeon* und *Golofa claviger* sehr auffallend ist, beruht auf einer Verschiedenheit der Funktion: der rauhe Thorax des Weibchens erleichtert dem Männchen das Festhalten bei der Copula.

## Zweite Vorlesung.

Sexueller Dimorphismus bei den Säugetieren. — Lock- und Kirrapparate. — Kampfapparate: Offensiv- und Defensivwaffen. — Die spezifischen Sinnesenergien des Menschen im Dienste des Sexuallebens: Das Auge. — Das „Hohe Lied Salomonis“. — Schönheitsideale der arabischen und persischen Erotik. — Das Hohelied

HEINRICH HEINES.

Verfolgen wir endlich die sekundären Geschlechtsmerkmale im Reiche der Säugetiere, so finden wir sie auch hier in unverkennbarer Weise und zwar in einer Mannigfaltigkeit der Ausbildung wieder, die bei vielen Arten direkt zu einem ausgesprochenen sexuellen Dimorphismus führt. Und zwar ist es bei den Säugetieren vor allem das männliche Geschlecht, bei dem wir bei vielen Arten Einrichtungen zur zeitweiligen oder dauernden Entwicklung gelangen sehen, welche deutlich als sekundäre Geschlechtsmerkmale aufzufassen sind und in dieser Eigenschaft einen spezifischen Geschlechtsdimorphismus bedingen.

Je nach ihren verschiedenen Funktionen können wir derartige Einrichtungen in zwei Kategorien sondern, nämlich:

1. Lock- und Kirrapparate,
2. Kampfapparate.

Wir besprechen diese Kategorien der Reihe nach.

### 1. Lock- und Kirrapparate.

Dem speziellen Zweck, die Aufmerksamkeit des weiblichen Geschlechtes zu erwecken, es heranzulocken und zur Begattung geneigt zu machen, dienen bei den Säugetieren verschiedene besondere Apparate, die jeweilen verschiedene spezifische Sinnesenergien in Anspruch nehmen, nämlich:

A) Der Geruchsinn. Während, wie später auszuführen sein wird, beim Menschen der Geruchsinn im Dienste des Sexuallebens, wenigstens unter normalen Verhältnissen, zurücktritt, spielt er als sexueller Hilfsapparat im Leben einzelner Arten von Landsäugetieren eine sehr deutliche Rolle. Diese erscheint hier an gewisse, auf das männliche Geschlecht beschränkte oder bei diesem besonders stark tätige, drüsige Organe gebunden, deren starkriechende Sekrete in auffälligster Beziehung zum Geschlechtsleben stehen.

Von dahingehörigen Tieren sei hier die amerikanische Gruppe der „Bisamschweine“ (*Dicotyles*) erwähnt, deren Rückendrüse namentlich zur Brunftzeit ein stark riechendes, flüssiges Sekret liefert. Bekannt ist ferner der „Moschus“, der vom Männchen des Moschustieres (*Moschus moschiferus*), eines hochasiatischen Wiederkäuers, in einem besonderen, zwischen Nabel und Genitalien mündenden Beutel abgesondert wird. Während der Paarungszeit, die in die Spätherbst- und Wintermonate fällt, verbreiten die Böcke einen durchdringenden Geruch, und es ist sehr bezeichnend, daß der Moschus auch unter die vom Menschen zur Steigerung der Geschlechtslust verwendeten Mittel, die sogenannten *Aphrodisiaca*, Eingang fand.

Wieder eine andere Form von drüsigen Organen, deren starkriechende Sekrete zum Geschlechtsleben in unverkennbarer Beziehung stehen, bilden die Tränensäcke der „Hirschziegen-Antilope“ (*Antilope cervicapra*) Indiens: „Unter den verhältnismäßig großen und außerordentlich lebhaften Augen befinden sich Tränengruben, welche willkürlich geöffnet und geschlossen werden können. Es scheint,“ sagt BREHM,<sup>1</sup> „daß mit der Begattung ein eigentümliches Erregtsein des Tränensackes in Verbindung steht. An Gefangenen hat man beobachtet, daß der ganze Hautbeutel unter dem Auge, die Tränengrube, welche sonst nur als ein schmaler Schlitz erscheint, wenn das Tier gereizt wird, weit hervortritt und sich förmlich nach außen umstülpt. Die glatten Innenwände des Sackes sondern einen stark

<sup>1</sup> BREHMS Tierleben, 3. Aufl. Säugetiere, Bd. 3, S. 339.

riechenden Stoff ab, welcher durch Reiben an den Bäumen oder Steinen entleert wird und wahrscheinlich dazu dient, das andere Geschlecht auf die Spur zu leiten.“

Von Sexualdüften, die nicht an besondere Einzelapparate gebunden sind, sondern von der allgemeinen Körperdecke geliefert werden, möge nur noch der bekannte, dem Menschen widerwärtige „Bocksgeruch“ erwähnt sein, der den Böcken der Ziegenarten eigentümlich ist, und der ebenfalls zur Brunftzeit eine erhebliche Steigerung erfährt.

B) Das Sehvermögen. Eine Anzahl von sekundären Geschlechtsmerkmalen, durch die sich bei manchen Säugetieren das Männchen unterscheidet, sind auf den Gesichtssinn berechnet und müssen wohl als Ornamente angesprochen werden, welche bestimmt sind, die sexuelle Aufmerksamkeit der Weibchen zu fesseln, in ähnlicher Weise, wie dies durch das Prachtgefieder vieler Vogel Männchen geschieht. Als solche Ornamente sind etwa zu betrachten: die Mähne des männlichen Löwen, der Bart des Steinbocks, die Bärte vieler Affen, die Gesäßschwienel gewisser Affen, die zur Paarungszeit in grellen Farben leuchten, wie dies z. B. bei den Arten der „Hundskopffaffen“ (*Cynocephalidae*) der Fall ist u. a. m.

## 2. Kampfapparate.

Ein namhafter Teil der sekundären Geschlechtsmerkmale im Reiche der Säugetiere wird von Einrichtungen gebildet, die beim männlichen Geschlecht entweder ausschließlich vorhanden sind oder wenigstens viel stärker entwickelt sind als bei den Weibchen, und die wir ohne weiteres als natürliche Waffen erkennen. Wir können sie daher auch in offensive und defensive Waffen einteilen.

A) Offensivwaffen. Zur Kategorie der Offensivwaffen im Dienste des Sexuallebens sind zu rechnen die Hörner, Geweihe und Hautzähne. Denn wenn sie auch nicht ausschließlich zur Paarungszeit zur Verwendung kommen, so sind doch bei sehr vielen der Hörner oder Geweihe tragenden Säugetiere die Kämpfe der Männchen zur Brunftzeit um den Besitz des Weibchens eine so typische Erscheinung, daß wir vollauf berechtigt sind, die dabei als Offensivwaffen verwendeten Hörner der Steinböcke, der Ziegen- und Schafböcke, der Moschusochsen, der verschiedenen Wildochsen, die Geweihe der Hirsche und Renttiere, die Stangen der Hirschziegen-Antilopen usw. in erster Linie auch funktionell als sekundäre Geschlechtsmerkmale zu betrachten. Selbst der Umstand, daß die Weibchen dieser

Arten zwar ebenfalls Hörner oder Geweihe besitzen, daß diese aber bei ihnen schwächer entwickelt sind, als bei den Männchen, beweist dies.

Die Eckzähne des männlichen Moschustieres, die Hauer („Gewehre“) des Wildebers fungieren in der Brunftzeit in gleicher Weise als offensive Waffen zur Vertreibung schwächerer Nebenbuhler. Im ganzen aber ist die Verwendung der Bezahnung selbst bei Tieren, die, wie z. B. die Löwen und der Gorilla, darin einen ausgesprochen sexuellen Dimorphismus erkennen lassen, eine viel allgemeinere und nicht bloß auf die sexuellen Kämpfe beschränkt.

B) Defensivwaffen. Als männliche Geschlechtsmerkmale, die neben ihrer Rolle als Ornamente auch bei den Kämpfen konkurrierender Männchen als Defensivwaffen eine Rolle spielen können, mögen bloß etwa die Mähne des Löwenmännchens und die Stirnwolle des Bisonstieres angeführt werden und selbstverständlich kommen außerdem noch eine Reihe allgemeiner und bei beiden Geschlechtern vorhandener Einrichtungen defensiver Art, wie z. B. das Ausspritzen stinkender und ätzender Sekrete, sowie Krallen, Hufe und Gebiß gelegentlich auch bei den Kämpfen der Brunftzeit als Defensivwaffen ins Spiel.

Für eine Anzahl von sichtlich vorhandenen Unterschieden im Körperbau beider Geschlechter im Tierreich sind wir außer Stande, einen speziellen Zweck anzugeben. Namentlich im Reich der Gliedertiere treten uns solche Einrichtungen, für die selbst der so viel umfassende Begriff der „Ornamente“ ein Verständnis nicht ermöglicht, vielfach entgegen.

---

Nachdem wir nun, soweit dies für unsere Zwecke nötig schien, die Rolle erörtert haben, welche die verschiedenen Sinnesorgane für das sexuelle Leben der zweigeschlechtigen Tiere spielen, können wir daran gehen zu untersuchen, in welchem Umfang sich auch für den Menschen die Beanspruchung der sämtlichen spezifischen Sinnesenergien für die einzelnen Erscheinungen der sexuellen Sphäre nachweisen läßt.

Dasjenige Sinnesorgan, welches beim Menschen weitaus am intensivsten für die vorbereitenden Akte der „Begattung“ und sogar für diese selbst in Anspruch genommen wird, ist das Auge, wenn auch selbstverständlich damit nur ein Teil der Leistungen dieses für unser gesamtes Leben so wichtigen Organes gegeben ist. Auf

Gesichtseindrücke sind daher auch die sekundären Geschlechtsmerkmale der Frau und des Mannes in erster Linie abgestimmt. Ich erwähne dabei absichtlich die Frau zuerst, denn wir werden später noch reichlich Gelegenheit haben, nachzuweisen, daß in der uns geschichtlich zugänglichen Zeit beim überwiegenden Teile der bekannten Völker der Mann der werbende, auslesende Teil ist, und daß er daher auf die sekundären Geschlechtsmerkmale der Frau empfindlicher reagiert, als diese auf diejenigen des Mannes. Wenn daher auch der optische Apparat des menschlichen Körpers nicht direkt am Geschlechtsakt beteiligt ist, so spielt er nichtsdestoweniger als Hilfsmittel zur Erregung der *Libido sexualis* eine sehr wichtige und dabei kulturell, ethnisch und sogar individuell außerordentlich reich abgestufte Rolle. Auf den Gesichtssinn stützen sich die den einzelnen ethnischen Gruppen eigentümlichen Begriffe plastischer und malerischer Schönheit beim ruhenden und beim sich bewegenden Körper. Wohl kein Volk gibt es auf der Erde, dem solche Begriffe vollständig fehlen, das nicht auf die eine oder andere Weise versuchen würde, gemäß seinen ästhetischen Begriffen der Natur gewissermaßen nachzuhelfen, den Körper zu verziern und durch Schmuck der einen oder anderen Art die Wirkung der natürlichen sexuellen Faktoren zu verstärken, das also nicht auch zu sexuellen Zwecken ästhetische Momente zu Hilfe nähme.

Im einzelnen Falle kann allerdings der Nachweis des Zusammenhanges eines Ornamentes mit dem Geschlechtsleben dadurch erschwert werden, daß auch noch ganz andere, nicht sexuelle psychologische Momente die Verwendung gewisser Ornamente bestimmen können. Und ferner sehen wir, daß unter dem suggestiven Einfluß der Mode und der Rivalität sich die Anwendung gewisser dekorativer Elemente kumulativ zu einer Höhe steigert, wo eine Anlehnung an das spezifisch sexuelle Gebiet kaum mehr erkennbar ist.

Wenn wir also nach der Schablone vorgehen wollten, so hätten wir in bezug auf ihre sexuell stimulierende Wirkung durch Vermittlung des Gesichtssinnes nacheinander zu untersuchen: 1. den nackten, unveränderten Körper; 2. den nackten und verzierten Körper; 3. den durch Kleidung und deren Surrogate mehr oder weniger verhüllten Körper.

Indessen erweist sich eine derartige Einzelanalyse doch sofort als undurchführbar, sobald wir versuchen, sie an der Hand des ethnologischen Rohmaterials durchzuführen. Wie stark bei habituell bekleidet gehenden Völkern der Anblick des nackten, menschlichen Körpers des einen Geschlechtes auf ein geschlechtsreifes,

normal empfindendes Individuum des andern Geschlechtes zu wirken pflegt, ist eine, speziell in unsrer Kulturwelt, wo aus klimatischen und Anstandsgründen dieser Anblick ein ausnahmsweiser ist, zu bekannte Tatsache, als daß es notwendig wäre, länger dabei zu verweilen. Gerade diese Tatsache ist es ja, die zu einer Reihe von Gebräuchen geführt hat, von denen die einen eine Abschwächung, die andern eine Steigerung des sexuellen Reizes bezwecken und die in den Kulturländern zu besonderen gesetzgeberischen und sittenpolizeilichen Maßnahmen gegen die öffentliche Schaustellung des nackten Körpers *in natura* oder *in effigie* Veranlassung gegeben hat. Und da wie bereits erwähnt, beim Menschen das männliche Geschlecht vorwiegend als der aktiv werbende Teil auftritt, so ist auch hauptsächlich der weibliche Körper Gegenstand solcher reizschwächender oder reizsteigernder Prozeduren.

Schon ein flüchtiger Blick auf die einschlägigen Partien der ethnologischen Literatur läßt aber erkennen, wie außerordentlich kompliziert das ganze Gebiet der sexuellen Empfindungswelt sich gestaltet und wie schwierig, um nicht zu sagen unmöglich, es daher ist, dasselbe in seine einzelnen Komponenten zu zerfallen. Die Prüfung der mit dem Sexualleben direkt oder indirekt zusammenhängenden ethnologischen Erscheinungen zeigt ferner sofort, daß überhaupt wohl nirgends der Gesichtssinn allein und ausschließlich an der Erregung der *Libido sexualis* beteiligt ist, sondern daß gleichzeitig, wenn auch in einem von Fall zu Fall wechselnden Grade, auch die übrigen Sinnesqualitäten, Gehör, Geruch und Tastempfindung, dabei beteiligt sind.

Es wird somit am zweckmäßigsten sein, uns gleich *medias in res* zu begeben und die Vorstellungen, die sich die einzelnen Völkerkreise über sexuelle Schönheit machen, an ein paar konkreten Beispielen zu prüfen, bevor wir versuchen, dieselben in ihre Einzelfaktoren zu zerlegen.

In besonders weit getriebener Entwicklung werden wir derartige Vorstellungen in denjenigen Kulturkreisen erwarten dürfen, in denen die Rolle der Frau als Mittel zur Befriedigung der sexuellen Begierde neben ihren übrigen Funktionen noch besonders stark hervortritt. Dies ist der Fall z. B. in den Ländern des islamitischen Kulturkreises, speziell in dessen Ursprungsland, in Arabien, dann aber auch in dessen Nachbargebieten, in Ägypten, in Nordafrika, in Syrien, in Persien und in der Türkei.

Während die islamitische Frau ihren Körper für ihren Mann mit allen Mitteln, die dessen *Libido* anfeuern können, für den Ge-

schlechtsakt vorzubereiten hat, ist sie bekanntlich in den Ländern strengster islamitischer Observanz durch die Landessitte gezwungen, sich für jeden Fremden aufs sorgfältigste zu verhüllen, um nicht etwa, absichtlich oder unabsichtlich, der Gegenstand sinnlicher Erregung zu werden und dadurch ihrem Gatten Anlaß zur Eifersucht zu geben.

Sowohl die Auffassung, welche die Araber von der Schönheit des weiblichen Körpers sich gebildet hatten, als auch die Wichtigkeit, die sie derselben nicht nur für das leibliche, sondern auch für das geistige Leben beimaßen, spiegelt sich aufs deutlichste in den Erzeugnissen ihrer Dichter. Die arabischen Lyriker älterer Zeit pflegten ihre Gedichte häufig mit einer, zuweilen vom eigentlichen Gegenstand des Gedichtes ganz unabhängigen Einleitung zu versehen, in der die Geliebte beschrieben und ihre Reize gemäß dem arabischen Schönheitsideal geschildert werden.

Wie alt und wie eng mit dem semitischen Empfinden verknüpft diese Sitte ist, mag die Schilderung beweisen, die ein unbekannter hebräischer Dichter uns in dem „Hohen Lied Salomonis“ der Bibel hinterlassen hat. Wir zitieren daraus die für unseren Gegenstand bezeichnenden Stellen und zwar ohne Rücksicht auf die in der Bibel eingehaltene Versfolge:

Kap. IV. 1: O wie schön bist du, meine Freundin, wie schön bist du! Deine Augen sind wie Tauben zwischen deinen Haarlocken; dein Haupthaar ist wie eine Herde Ziegen, welche an dem Berge Gilead sich lagern.

2. Deine Zähne sind wie eine Herde geschorner Schafe, die von der Schweimie heraufsteigen, die alle Zwillinge tragen und keines unter ihnen ist unfruchtbar.

3. Deine Lippen sind wie eine Schnur von Karmesin und dein Mund ist lieblich. Deine Wangen, unter den Haarlocken hervor, sind wie ein Stück von einem Granatapfel.

Kap. I. 10: Deine Wangen sind schön in den Kettchen, dein Hals in den Korallenschnüren.

11. Wir wollen dir goldene Kettchen machen mit silbernen Punkten.

Kap. IV. 4: Dein Hals ist gleich dem Turme Davids, der für die Waffen gebaut ist; daran hängen tausend Schilde, ja, alle Schilde der Helden.

Kap. VII. 4: Dein Hals ist wie ein elfenbeiner Turm. Deine Augen sind wie die Teiche in Hesbon, am Tor Bath-Rabbim. Deine Nase ist wie der Turm auf dem Libanon, der gegen Damaskus schauet.

Kap. IV. 9: Du hast mir das Herz genommen, o meine Schwester, Braut! Du hast mir das Herz genommen mit einem Blick deiner Augen, mit einem Kettchen von deinem Hals schmuck.

Kap. IV. 5: Deine zwei Brüste sind gleich zwei Rehböcklein, Zwillingen der Gazelle, die unter Lilien weiden.

Kap. VII. 7: Dieser dein Wuchs gleicht einem Palmbaum und deine Brüste den Weintrauben.

2. Dein Nabel ist wie ein runder Becher, dem es nicht fehlt an Würzwein. Dein Bauch ist wie ein Weizenhaufe, mit Lilien umgeben.

3. O wie schön sind deine Tritte in deinen Schuhen, o du Tochter des Fürsten! Die Wölbungen deiner Hüfte sind wie Halsgeschmeide, ein Werk von Künstlerhänden.

Kap. VII. 8: Darum habe ich gedacht: Ich will auf den Palmbaum steigen und seine Zweige ergreifen; und deine Brüste müssen mir wie Trauben am Weinstock sein und der Geruch deiner Nase wie der Äpfel.

9. und dein Gaumen wie der beste Wein.

Kap. IV. 10: O wie schön sind deine Liebkosungen, du meine Schwester und meine Braut! Wie übertreffen deine Liebkosungen den Wein! Und der Geruch deiner Salben ist über alle Balsamgerüche.

11. Deine Lippen triefen wie Honigseim, o du meine Braut! Unter deiner Zunge ist Honig und Milch und der Geruch deiner Kleider ist wie der Geruch Libanons.

12. Du bist ein wohlbewahrter Garten, o meine Schwester und meine Braut! Du bist eine verschlossene Quelle und ein versiegelter Brunn.

Kap. II. 14: Du meine Taube auf den Felsenhöhen, in den Felsritzen, laß mich deine Gestalt sehen und deine Stimme hören; denn deine Stimme ist süß und dein Anblick ist schön.

So viel vorläufig aus dem „Hohen Lied“ der Bibel, auf das wir später noch einmal zurückkommen müssen. Bekanntlich haben die Theologen früherer Zeit in dieser naivsinnlichen Schilderung weiblicher Körperschönheit tiefsinnige Symbole erblicken wollen, und so hat dieses merkwürdige Konglomerat altsemitischer Liebesdichtungen nicht nur seinen Weg in die heiligen Bücher der Juden gefunden, sondern seine Stellung als „heilige“ Schrift auch in der christlichen Bibel bis zum heutigen Tage bewahrt.

Wie nahe sich aber das die poetische Auffassung und Darstellung weiblicher Schönheit im „Hohen Liede“ mit der weit späteren arabischen berührt, — so nahe, daß man bei der biblischen Schilderung fast auf arabische Einflüsse schließen möchte — mag die Beschreibung dartun, die der arabische Dichter ASCHA<sup>1</sup> von der von ihm geliebten schwarzen Sklavin Horaireh entwirft:

„Sage der Horaireh Lebewohl, es ist Zeit, die Karawane bricht auf. Wirst du aber, unglücklicher Liebhaber, die Kraft haben, Abschied zu nehmen von dieser Schönen, der die Weiße ihrer Stirn, ihr langes Haar, der blendende Glanz ihrer Zähne, ein weicher und nachlässiger Gang, gleich dem des Renners, der kaum den wunden Fuß auf den sumpfigen Boden zu setzen wagt, zum Schmucke dient? Tritt sie aus dem Zelt ihrer Nachbarin, so ist ihr Gang der einer Wolke, die, weder langsam noch schnell, den Himmel kreuzt. Bei

<sup>1</sup> DE SACY, Chrestomatie arabe, II, S. 464.

jeder ihrer Bewegungen erklingt ihr Geschmeide, wie die rasselnden Körner des Ischriktrauches, wenn der Westwind sie leise erzittern macht. Horaireh gehört nicht zu den Frauen, die der Schrecken ihrer Nachbarn sind; niemals sieht man sie nach deren Geheimnissen spähen. All ihre Kräfte muß sie sammeln, um ihrer Zartheit nicht zu erliegen, wenn sie sich erhebt, um ihre Nachbarinnen zu besuchen. Eine Stunde Plauderns mit einer anderen Frau erschöpft ihre Kraft, Zittern befällt ihr Kreuz und die Weichteile am unteren Ende ihres Rückens. Die Dünne ihrer Taille sticht grell ab gegen die Breite ihrer Brust und die Üppigkeit ihrer Hüften: wenn sie sich zärtlicher Umarmung hingibt, scheint es, als wollten ihre Lenden brechen. Glücklich der Liebhaber, der, liebenswürdig und wohlduftenden Atems, sie an einem Tage, da Wolken den Himmel verhüllen, in seine Arme schließt und ihr Lager teilt. Alles an Horaireh ist entzückend: das Wiegen ihrer üppigen Hüften, die Zartheit, an die sie gewöhnt wurde, die Rundung ihrer vollen Arme, in der die Härte des Ellbogens verschwindet, ihre Füße, die kaum den Boden berühren, gleich als hätten sie Dornen zur Bekleidung, deren schmerzhaftige Stiche sie fürchteten. Sie kann sich nicht erheben, ohne daß duftiger Moschusgeruch sich um sie verbreite, und ohne daß der Duft des roten Zambak, den ihr Gewand ausströmt, weithin wahrgenommen werde.“

Aber nicht nur die weibliche, sondern auch die männliche Schönheit wird in der semitischen Dichtung gepriesen, und auch hierfür liefert das biblische „Hohe Lied“ eine Schilderung, in der sich die Grundzüge dessen, was die arabische Literatur darüber enthält, bereits erkennen lassen. Folgende Stellen des „Hohen Liedes“ sind in dieser Hinsicht bezeichnend:

Kap. II. 8: „Da ist die Stimme meines Geliebten. Siehe da, er kommt, er springet daher über die Berge und fährt daher über die Hügel.

9. Mein Geliebter ist wie eine Gazelle oder wie ein junger Hirsch.

Kap. V. 10: Mein Geliebter ist weiß und rot, vor zehntausenden hervorglänzend.

11. Sein Haupt ist über alles köstliche Gold; seine Haarlocken sind gleich herabhängenden Palmzweigen, schwarz wie ein Rabe.

12. Seine Augen sind wie Tauben an den Wasserbächen, als wären sie in Milch gebadet, in reicher Fülle.

13. Seine Wangen sind wie ein Gartenbeet von Balsam, Geländer von wohlriechendem Gewürze. Seine Lippen sind wie Lilien, die von fließender Myrrhe träufeln.

14. Seine Hände sind wie goldene Ringe mit Chrysolithen ausgefüllt. Sein Leib ist ein Kunstwerk von Elfenbein, mit Saphiren bedeckt.

15. Seine Schenkel sind wie Marmorsäulen, sie stehen auf goldenen Füßen. Seine Gestalt ist wie der Libanon, auserlesen wie die Cederbäume.

16. Sein Gaumen ist süß, und was an ihm ist, das ist lieblich.

Kap. VIII. 3: O daß seine Linke unter meinem Haupte läge und seine Rechte mich umfinge.

Kap. I. 2: O, küßte er mich mit einem der Küsse seines Mundes, denn seine Liebkosungen sind lieblicher als Wein.

3. An Geruch sind deine Salben lieblich; eine ausgegossene Salbe ist dein Name; darum lieben dich die Jungfrauen.

10. Du bist mir, o mein Geliebter, wie ein Büschlein Myrrhen, das zwischen meinen Brüsten liegt.“

Die Parallelen zu der Schilderung des „Hohen Liedes“ sind in der arabischen Literatur zahlreich: „Ich schwöre,“ heißt es z. B. in der ‚Geschichte des ersten Mädchens‘ in „Tausend und Eine Nacht“,<sup>1</sup> „bei der Trunkenheit seiner Augen, bei seinem Blicke, bei den Pfeilen, die seine Reize versenden, bei seiner weißen Stirne und seinen schwarzen Haaren, bei den Augenbrauen, die mir den Schlaf geraubt und mich unterjocht haben, bei der Gefahr, die seine Haarlocken verbreiten, die den Liebenden durch seine Trennung mit Tod bedrohen, bei den Rosen seiner Wangen und den Myrten seiner Schläfen, bei dem Karneol seines Mundes und den Perlen seiner Zähne, bei dem Wohlgeruch seines Atems und dem süßen Wasser seines Speichels, wo Honig mit klarem Weine gepaart, bei seinem Halse und schönen Bau der Granatäpfel auf seiner Brust, bei der Feinheit seiner Hüften, bei der Seide seiner Haut und der Zartheit seines Geistes und bei allem, was er an Schönheit umschließt, bei seiner freigebigen Hand und aufrichtigen Zunge, bei seinem edlen Stamm und erhabenen Range. Der Moschusgeruch ist nichts anderes als seine Ausdünstung, und der Ambraduft ist von ihm entnommen. Auch die leuchtende Sonne steht so tief unter ihm wie einer seiner abgeschnittenen Nägel.“

„Sein Atem ist Moschus, seine Zähne sind Perlen, seine Wangen Rosen, sein Speichel Wein, sein Wuchs ein Zweig, sein Gesäß ein Sandhügel, seine Haare sind die Nacht und sein Gesicht der Vollmond“, heißt es ferner bei der Schilderung der Schönheit des jungen Adjib.<sup>2</sup>

Unterziehen wir nun diese Stellen, denen sich aus den arabischen Dichtungen noch Dutzende ähnlicher anreihen ließen, zunächst allgemein und ohne dabei auf die Besonderheiten ihres ethnographischen Ursprungskreises Rücksicht zu nehmen, der völkerpsychologischen Analyse, so finden wir, daß die Schilderungen körperlicher Schönheit an folgende Sinnesqualitäten appellieren:

1. Das Sehen. Die Farbe der Haare, der Haut, der Wangen, der Lippen, der Zähne werden, häufig unter Zuhilfenahme von Bildern, geschildert, nicht minder aber auch die Form einzelner

---

<sup>1</sup> Tausend und Eine Nacht, I. S. 103.

<sup>2</sup> Ebenda, S. 143.

Körperteile, der Brüste, der Schenkel, des Gesäßes, die Rundung der Arme, die Wölbungen der Hüften usf. Endlich wird aber auch noch der Anmut der Bewegung besonderer Erwähnung getan: der Gang, das Wiegen der Hüften gepriesen usf.

2. Das Riechen. Einen vergleichsweise breiten Raum nimmt ferner die Schilderung der angenehmen Geruchseindrücke ein, die in den Verliebten erweckt werden, der natürliche und der durch künstliche Düfte, unter denen besonders der Moschus eine große Rolle spielt, gehobene Körpergeruch wird erwähnt, ebenso der wohlriechende Atem.

3. Das Schmecken. Die wie Honigseim triefenden Lippen, der süße Speichel liefern hier Beispiele.

4. Das Hören. Die süße Stimme des Geliebten wird im „Hohen Lied“ erwähnt, das Erklingen des Geschmeides beim Gehen in der Schilderung der Horaireh.

5. Das Tasten. Die Liebkosungen und Küsse, sowie das Bestasten der Brüste, von dem im „Hohen Lied“ die Rede ist, die Umarmung der arabischen Horaireh gehören dahin.

Daß der Vergleich der jungfräulichen Brüste mit zwei Rehböcklein und mit Weintrauben, die der Liebhaber durch Besteigen des Palmbaumes ergreifen will, an dem die Rebe sich emporschlingt, nicht bloß eine rhetorische Figur ist, sondern einen konkreten und sinnlichen Hintergrund hat, beweisen andere Stellen der Bibel zur Genüge. So werden z. B. bei EZECHIEL (XXIII. 3) Samaria und Jerusalem mit zwei Weibern verglichen, die in Ägypten Hurerei trieben: „dasselbst sind ihnen ihre Brüste gedrückt und ihre jungfräulichen Busen daselbst betastet worden.“ Derselbe Ausdruck kehrt auch an anderen Stellen bei EZECHIEL wieder und beweist, daß das Bestasten der Brüste in der althebräischen „*Ars amandi*“ ebenso bekannt und geübt war, wie anderwärts.

Wir wollen bei dieser Gelegenheit noch erwähnen, daß aber nicht bloß körperliche, sondern auch seelische Vorzüge in den dichterischen Schilderungen geliebter Personen aufgezählt werden: die diskrete Unterhaltung der Horaireh, die Zartheit des Geistes, die Freigebigkeit und Aufrichtigkeit des jungen Mannes, dessen Schilderung wir vorhin aus „Tausend und Eine Nacht“ zitierten, mögen vorläufig als Beispiele dienen. Im allgemeinen läßt sich speziell für das semitische Gebiet in dieser Hinsicht deutlich erkennen, daß in den Schilderungen weiblicher Schönheit die körperlichen, bei den Lobpreisungen männlicher Schönheit dagegen die

seelischen Vorzüge, namentlich die Tapferkeit im Kriege, die Freigebigkeit, die Weisheit und Klugheit, in erste Linie gestellt werden.

Übertragen wir die überschwenglichen Schilderungen der arabischen Dichter in die Prosa des wirklichen Lebens und untersuchen wir die ganze Frage unter dem Gesichtspunkt der speziellen semitischen Ethnologie, so finden wir als arabisches Ideal weiblicher Schönheit — denn um diese handelt es sich bei den sozialen Verhältnissen islamitischer Länder ja in allererster Linie — ein Wesen, das schon der alte REISKE in einer Erläuterung zu einem Verse des Dichters MOTENECCI gegeben anschaulich geschildert hat. Der Vers des arabischen Dichters lautet: „Ihre Gestalt als Zweig sproßt zwischen den Hügeln der Hüften.“ Dazu bemerkt REISKE<sup>1</sup>: „Er (scil. der Dichter) sagt, sie habe ein sehr dickes, fettes, schwammigtes, quappigtes und quarkweiches Fleisch an dem Orte, worauf man sitzt. Die Araber denken diesfalls ganz anders als wir. Je schwächtiger ein Weibsbild an der Mitte des Leibes ist, und je mehr dagegen an ihr die Teile unter den Lenden strotzen und bausen, desto vollkommener ist ihre Schönheit in arabischen Augen. Die Leute sehen aus ganz anderen Augen, als wir. Kann eine Schönheit ihre plumpen Hüften nicht erschleppen, so ist sie eine Venus, die ihres Gleichen nicht hat.“

Eine dunkle Hautfarbe wird als Schönheitsfehler betrachtet, weshalb auch in den Dichtungen immer die Weiße der Haut besonders rühmend hervorgehoben ist. Schon im „Hohen Lied“ klagt Sulammith: „Sehet mich nicht an, daß ich schwärzlich bin; denn die Sonne hat mich verbrannt; die Söhne meiner Mutter waren wider mich erzürnt, sie haben mich verordnet, die Weingärten zu hüten.“ Und der Dichter MOTENECCI dichtet mit besonderer Vorliebe Spottgedichte auf den Heerführer Kiafur, ursprünglich ein Neger-Eunuch aus Yemen. Er nennt ihn ironisch „Vater des Weißen“ statt der gewöhnlichen Bezeichnung „Neger“ oder „Vater des Schwarzen“, auch wohl, allerdings nicht bloß spottend, mit einer anderen häufigen Bezeichnung für die Neger: „Vater des Moschus“, eine Anspielung auf den bekannten unangenehmen Hautgeruch der afrikanischen Neger.

Eine recht eingehende Schilderung weiblicher Schönheit nach arabischen Begriffen ist ferner die folgende:<sup>2</sup> Nachdem der Schilderer

<sup>1</sup> J. J. REISKE, Proben der arabischen Dichtkunst in verliebten und traurigen Gedichten aus dem MOTENECCI, S. 22. — REISKE übersetzt die Stelle: „Sie ist ein Zweig, welcher auf zweyen Sandhügeln der Wüste wächst.“ — REISKE hatte sein Buch seiner Gemalin gewidmet.

<sup>2</sup> G. W. FREYTAG, Arabum Proverbia, II, S. 592.

die einem polierten Spiegel gleiche Stirn, die schwarzen, den Schweifhaaren der Pferde an Länge vergleichbaren Haare, die wie mit dem Kohlenstift geschwungenen Augenbrauen, die purpurroten und gleichzeitig doch weißen Wangen, die schmale Nase, den einem Siegelringe vergleichbaren Mund voll glänzender scharfer Zähne, die redegewandte Zunge, die roten Lippen, die süßen Speichel von sich geben, wie die ausgepreßte Honigwabe, den silberweißen Hals, die Finger, so weich, daß sie in Knoten geschürzt werden könnten, beschrieben hat, fährt er fort:

„Auf der Brust aber erheben sich zwei Brüste gleich zwei Granatäpfeln und wollen die Kleider sprengen. Darunter ist der Bauch, gefaltet wie feine ägyptische Gewebe, des Fettes wegen faltig wie gerolltes Papier. In diesen Falten liegt der Nabel gebettet, einem reinen Ölkrüglein vergleichbar. Auf dem Rücken führt, einem Bächlein vergleichbar, eine Vertiefung nach der Mitte hin. Ohne Gottes Gnade würde der Rücken seiner Schmalheit wegen brechen müssen. Sie (scil. das beschriebene Mädchen) hat ein Gesäß, das, wenn sie aufsteht, macht, daß sie zu sitzen scheint, und wenn sie sitzt, macht, daß sie sich erheben muß, einem Sandhügel gleich, den der fallende Tau festgemacht hat. Zwei dicke Schenkel stützen es (scil. das Gesäß), unter denen zwei runde, der Bordijah ähnliche Beine mit schwarzen, den Ringen des Panzers ähnlichen Haaren besetzt. Sie tragen zwei Füße von der Größe einer Zunge. Gott sei gelobt, wie können sie, da sie so klein sind, ihre Last tragen?“

Die Schilderungen, welche die Dichter der Araber von den Reizen des weiblichen Körpers entwerfen, und deren Sinn trotz der oft gesuchten, weithergeholten und überschwenglichen Bilder ein durchaus konkret-sinnlicher ist, werden in manchen Punkten durch die Angaben der pornographischen Schriftsteller noch ergänzt und verdeutlicht. Es genügt für unsere Zwecke vollständig, als Probe dieser Art von Schilderungen die folgende zu zitieren:<sup>1</sup>

„Gott hat den Kuß auf den Mund, auf die beiden Wangen und auf den Hals geschaffen, sowie das Saugen an frischen Lippen, um im richtigen Augenblick die Erektion zu bewirken. Er hat auch in seiner Weisheit den Leib des Weibes mit Brüsten verschönert, ihren Hals mit einem Doppelkinn und ihre Wangen mit Schmuck und edlem Gestein. Er hat ihr auch Augen gegeben, die Liebe wecken, mit Wimpern so scharf wie geschliffene Dolche. Er hat sie mit schwellendem Bauch, mit bewundernswertem Nabel ausgestattet, deren Schönheit die Falten und die Weichen besonders sichtbar machen. Er hat sie auch mit majestätischem Hinterteil versehen und alle diese Schönheitswunder werden von den Schenkeln gestützt. Zwischen diese hat Gott den Kampfplatz versetzt; wenn dieser wohlgenährt ist, so gleicht er in seiner stattlichen Bildung dem Haupte des Löwen: man nennt ihn „Vulva“. Gott hat diesem Ding einen Mund, eine Zunge und zwei Lippen geschaffen, es gleicht

<sup>1</sup> Le Jardin parfumé, 1904, S. 4 u. 5.

der Fußspur der Gazelle im Sande der Wüste. Alles dies wird von zwei wunderschönen Säulen getragen, Zeugen der Macht und der Weisheit Gottes; sie sind nicht zu lang und nicht zu kurz<sup>1</sup> und er hat sie mit Knien, Waden, Kniekehlen und Fersen, auf denen kostbare Ringe ruhen, geschmückt.“

An anderer Stelle wird der laszive Scheich, der als Verfasser des „wohlriechenden Gartens“ (*jardin parfumé*) gilt, noch deutlicher:

„Damit eine Frau den Männern gefalle,<sup>2</sup> muß ihre Gestalt vollkommen sein, sie muß wohlbeleibt sein. Ihre Haare müssen schwarz, ihre Stirne breit sein; ihre Augenbrauen müssen das Schwarz der Neger besitzen, ihre Augen müssen vollkommen groß und von reinem Schwarz, das Weiße darin klar sein. Ihre Wangen müssen vollkommen oval sein, sie muß eine feine Nase und einen anmutigen Mund besitzen; ihre Lippen und ebenso ihre Zunge soll rot sein; ein angenehmer Geruch entströme ihrer Nase und ihrem Munde. Ihr Hals sei lang und ihr Nacken kräftig, der Oberkörper breit, wie auch der Bauch; ihre Brüste müssen fest und voll sein, der Bauch ebenmäßig, der Nabel wohlentwickelt und tiefeingesenkt; der untere Teil des Bauches muß breit sein, die Vulva vorspringend und fleischig, von der Stelle an, wo die Haare wachsen, bis zu den beiden Hinterbacken. Der Scheidenkanal muß trocken, ohne jede Feuchtigkeit und weich anzufühlen sein und eine kräftige Wärme ausströmen, er darf nicht nach faulen Eiern stinken. Ihre Schenkel und ebenso die Hinterbacken müssen hart sein. Die Lenden müssen breit und voll abfallen. Die Taille sei wohlgebildet, Hände und Füße müssen von ausgesprochener Eleganz sein, die Arme sollen, wie auch der Vorderarm, fleischig sein und breiten Schultern zur Einfassung dienen. Wenn man eine Frau mit diesen Eigenschaften von vorne betrachtet, ist man bezaubert, wenn man sie von hinten ansieht, stirbt man vor Entzücken. Sitzend ist sie ein gewölbter Dom, liegend ein weiches Lager, stehend eine Fahnenstange.“

Erst kürzlich hat D. C. PHILLOTT ein persisches Lied in Text und englischer Übersetzung veröffentlicht, wie es in Persien die herumziehenden Possenreißer (*lutis*) ihrem Publikum zum besten zu geben pflegen. Es trägt den Titel: „Die Tochter des Schah von China“ und beginnt in folgender Weise:

„Des Königs Tochter ist grade wie dies und grade wie das.

Komm, zeige mir deine Augen,

Damit ich sie beschreibe.“

„Meine Augen — was willst du mit ihnen?

Hast du nie der Gazelle Augen gesehen?

Auch die meinen sind wie diese.“

<sup>1</sup> Kurze Statur bei Frauen betrachten die Araber als Schönheitsfehler. „Die schlechtesten Weiber sind die Kurzstämmigen,“ sagt der Dichter Kutajjiru-‘Azzâ (zit. bei MEHREN, Die Rhetorik der Araber, S. 135).

<sup>2</sup> Le Jardin parfumé, 1904, S. 42 u. 43.

<sup>3</sup> Lieut. Colonel D. C. PHILLOTT, Some Lullabies and Topical Songs collected in Persia, in: Journ. and Proc. of the Asiatic Soc. of Bengal, Vol. II. No. 3 (March 1906) S. 42—44.

Nach diesem Muster wird nun in den folgenden Strophen auch der übrige Leib geschildert und dabei werden die Augenbrauen dem Bogen, die Lippen der halbgeöffneten Pistanauß, die Wangen den Pfirsichen, die Zähne den frischen Perlen, die Brüste den Limonen von Schiras, der Busen dem weißen Marmor, der Nabel einer kristallinen Kaffeeschale, die Vulva endlich, wie oben vom Verfasser des „Jardin parfumé“, mit der Fußspur der Gazelle verglichen.

Wie man sieht, sind die Bilder, deren sich das „Hohe Lied“ zur Schilderung weiblicher Reize bedient, im Orient auch heute noch im Volke lebendig und erst durch den Vergleich mit der modernen arabischen und persischen Liebesdichtung wird daher auch das „Hohe Lied“ der Bibel in das richtige Licht gerückt.

Es entbehrt nicht eines gewissen Reizes, mit den Lobpreisungen weiblicher Schönheit, die sich in der orientalischen Dichtung finden, die Schilderung eines modernen deutschen Dichters semitischer Abstammung zu vergleichen, der allerdings vorwiegend unter dem Einflusse der westeuropäischen Kultur stand, nämlich HEINRICH HEINES. Die bezeichnenden Strophen seines bekannten übermütigen Gedichtes, das er „Das Hohelied“ nennt, lauten:

Fürwahr, der Leib des Weibes ist  
Das Hohelied der Lieder;  
Gar wunderbare Strophen sind  
Die schlanken, weißen Glieder.

O welche göttliche Idee  
Ist dieser Hals, der blanke,  
Worauf sich wiegt der kleine Kopf,  
Der lockige Hauptgedanke!

Der Brüstchen Rosenknospen sind  
Epigrammatisch gefeilet;  
Unsäglich entzückend ist die Cäsur,  
Die streng den Busen teilet.

Den plastischen Schöpfer offenbart  
Der Hüften Parallele;  
Der Zwischensatz mit dem Feigenblatt  
Ist auch eine schöne Stelle.

Das ist kein abstraktes Begriffspoem!  
Das Lied hat Fleisch und Rippen,  
Hat Hand und Fuß; es lacht und küßt  
Mit schöngereimten Lippen.

Hier atmet wahre Poesie!  
Anmut in jeder Wendung!  
Und auf der Stirne trägt das Lied  
Den Stempel der Vollendung.

---

---

An orientalische Muster erinnert HEINES Schilderung seiner Göttin Hammonia:

Und als ich auf die Drehbahn kam,  
Da sah ich im Mondenschimmer  
Ein hehres Weib, ein wunderbar  
Hochbusiges Frauenzimmer.

Ihr Antlitz war rund und kerngesund,  
Die Augen wie blaue Turkoase,  
Die Wangen wie Rosen, wie Kirschen der Mund,  
Auch etwas rötlich die Nase.

Sie trug eine weiße Tunika,  
Bis an die Waden reichend,  
Und welche Waden! Das Fußgestell  
Zwei dorischen Säulen gleichend.

Die weltlichste Natürlichkeit  
Konnt man in den Zügen lesen;  
Doch das übermenschliche Hinterteil  
Verriet ein höheres Wesen.<sup>1</sup>

Auch in der „Erinnerung an Hammonia“ heißt es<sup>2</sup>:

Schutzgöttin Hammonia  
Folgt dem Zug incognita,  
Stolz bewegt sie die enormen  
Massen ihrer hintern Formen.

usw. usw.

Was HEINE veranlaßte, seine Göttin Hammonia in der geschilderten Weise mit einem „übermenschlichen Hinterteil“ auszustatten, ist mir nicht bekannt; daß er es aber getan, ist im Hinblick auf das uns beschäftigende Thema immerhin von psychologischem Interesse.

---

<sup>1</sup> H. HEINE, Sämtliche Werke, Bd. II. S. 481.

<sup>2</sup> Dasselbe, S. 216.

## Dritte Vorlesung.

Die sexuelle Ästhetik im arabischen Sprichwörterschatz. — Die Frauenmästung bei afrikanischen Völkern. — Die Kindermästung der alten Mosynoiker. — Die Unterschenkelplastik der Caraiben-Frauen. — Die Verkrüppelung des chinesischen Frauenfußes. — Absichtliche Verkrüppelung des Fußes bei den Kutchinindianern.

Wie überall, so ist auch im arabischen Kulturkreise der Mensch bemüht, natürliche Vorzüge durch künstliche Mittel in ihrer Wirkung zu verstärken oder natürliche Mängel in ihrer Wirkung abzuschwächen und zu verdecken. Ersteres wird erreicht durch die verschiedenen Arten des „Schmuckes“, sowie durch Bemalung und Färbung einzelner Körperstellen, in geringerem Umfange sogar durch absichtlich angelegte Verzierungen durch regelmäßig gestellte Punktnarben, eine Art des Schmuckes, die uns später noch ausgiebiger in anderen ethnischen Gebieten begegnen wird.

Daß eine sorgfältige Pflege des Haupthaares bei beiden Geschlechtern, und bei den Männern auch des Bartes, im islamitischen Kulturkreise einen wichtigen Teil der erotischen Kosmetik ausmacht, sei hier nur vorläufig angedeutet, denn die Ethnologie des Haares wird uns später noch ausführlicher und im Zusammenhange beschäftigen müssen, da kein Gewebe des menschlichen Körpers in der Völkerpsychologie eine so vielseitige Rolle spielt, wie gerade das Haar.

Es ist leicht verständlich, daß bei einem so satzenreichen Volke wie das arabische, die sexuelle Ästhetik auch im Sprichwörterschatze zum Ausdruck kommt, und in der Tat ist die Zahl der arabischen Sprichwörter, die direkt oder indirekt auf das Geschlechtsleben Bezug haben oder diesem ihre Bilder entnehmen, recht groß.

„Zeige mir einen schönen (scil. Mann) und ich will ihn dir fett zeigen,“ lautet eines dieser Sprichwörter und deutet damit die essentielle Verbindung der Begriffe „schön“ und „fett“ an; „Scheußlicher als eine sauertöpfische und magere Frau.“ — „Schöner als die Schenkel einer Braut,“ lautet ein anderes Sprichwort. — „Der Angriff hat ihm den Hintern schmal gemacht,“ heißt es von einem Feigling. Auch die Farbe wird sprichwörtlich verwendet: „Die Schönheit ist rot,“ heißt es z. B. — Von einer Witwe, die ihrer Kinder wegen keine zweite Ehe eingehen zu wollen behauptete, sich

---

aber doch die Hände rot färbte, wurde gesagt: „Sie färbt sich rot,“ womit der Zweifel in die Aufrichtigkeit ihrer Worte ausgedrückt werden sollte. Dieser Ausdruck wird dann auch sprichwörtlich auf andere Fälle verdächtiger Handlungsweise angewendet. Auch körperliche Fehler, Buckligkeit, Einäugigkeit, übler Mundgeruch werden sprichwörtlich verwendet: „Wie eine aus dem Munde stinkende Frau bei ihrem Freunde,“ lautet z. B. ein Ausdruck, der auf jemanden, der stille schweigt und den Mund nicht auftut, angewendet wird. Es beruht auf der Überlegung, daß eine mit dem erwähnten Übelstand behaftete Frauensperson ihren übelriechenden Mund möglichst geschlossen halten wird, wenn ihr Liebhaber bei ihr ist, um diesen nicht durch Ekel abzuschrecken. „Sie hat weder lange Wimpern noch leidet sie an Tränenfluß,“ d. h. sie ist weder sehr schön noch ganz häßlich.<sup>1</sup>

Bei dieser Gelegenheit wollen wir bemerken, daß die Vorliebe für fettsteißige Frauen, die in der sexuellen Ästhetik der Araber so bestimmend auftritt, sich auch bei einigen anderen Völkern in mehr oder weniger starker Entwicklung findet, so z. B. bei den mohammedanischen Südslaven, den Somäli, den Indern und auch bei Europäern, wenn auch hier nur als individueller, nicht als nationaler Geschmack. Andere Völker dagegen legen auf Steatopygie ihrer Frauen nicht nur gar keinen Wert, sondern betrachten sie sogar als unschön und suchen daher die natürliche Breite der Hüften durch die Kleidung zu maskieren, wie z. B. die Japaner und Burmaner.

Besondere Erwähnung verdienen im Anschluß an die von den arabischen Dichtern gepriesene Steatopygie des weiblichen Körpers gewisse Vorkommnisse auf afrikanischem Boden, die man kurz als „Mästung“ der Frauen bezeichnen kann. In Afrika findet sich ein mehr oder weniger entwickelter Grad von Steatopygie als physiologisches Vorkommnis in verschiedenen Gegenden des Südens, speziell galten von altersher die Hottentotten als eine Bevölkerung, bei der die Steatopygie geradezu ein Rassemerkmal bilden sollte. Es zeigte sich indessen bei genauerer Bekanntschaft mit den süd- und ostafrikanischen Bevölkerungen, daß größere oder geringere Grade von Fettsteißigkeit auch außerhalb der Hottentottenstämme vorkommen.

Wichtiger, als diese sich vielfach noch in der physiologischen

---

<sup>1</sup> Die im Texte gegebenen Beispiele sind aus: „FREYTAG, Arabum Proverbia“ entnommen.

Breite der betreffenden Völker bewegendes Vorkommnisse sind für unseren Gegenstand die absichtlich durch Mästung produzierten Fälle von extremer Entwicklung des Fettgewebes beim weiblichen Körper, die sich nun nicht mehr bloß auf den Steiß beschränkt, sondern sich auch auf andere Körperregionen erstreckt. Das klassische Land für die Mästung der Frauen ist heutzutage die Landschaft Karagwe am Westufer des Viktoriasees im heutigen Deutsch-Ostafrika. Es genügt hier, den ersten Bericht darüber wiederzugeben, den seinerzeit SPEKE<sup>1</sup> nach Europa brachte. Er lautet:

„Da ich von Müsa (d. h. dem damaligen König) gehört hatte, daß die Frauen des Königs und der Prinzen so gewaltig gemästet würden, daß sie nicht mehr aufrecht stehen könnten, machte ich am Nachmittag dem ältesten Bruder des Königs, Wazézérü, meine Aufwartung, in der Hoffnung, mich von der Richtigkeit dieser Angabe selbst überzeugen zu können. Es verhielt sich auch tatsächlich so. Als ich die Hütte betrat, fand ich den alten Mann und seine Hauptfrau auf einer mit Gras bestreuten Erdbank, die zudem für Schlafräume abgeteilt war, nebeneinander sitzen, während ihnen gegenüber zahlreiche hölzerne Milchtöpfe aufgestellt waren. Ich war über die Art und Weise seines Empfanges nicht wenig erstaunt und ebenso auch über den außerordentlichen Umfang seiner bei aller gefälligen Schönheit unmäßig fetten Frau. Sie konnte sich nicht erheben und ihre Arme waren so dick, daß das Fleisch zwischen den Gelenken wie dicke, locker gestopfte Würste herabhing. Dann kamen ihre Kinder herein, alle Muster des abessinischen Schönheitstypus und in ihrem Benehmen so höflich, wie wohlerzogene Leute von Stande. Sie hatten vom König von meinen Skizzenbüchern gehört und alle wünschten sie zu sehen; kaum hatten sie dieselben zu ihrem unbeschreiblichen Vergnügen, namentlich wenn sie irgend eines der abgebildeten Tiere erkannten, betrachtet, als das Gespräch durch meine Frage, was sie mit so vielen Milchgeschirren täten, eine andere Wendung erhielt. Die Sache wurde durch Wazézérü selbst leicht erklärt, der, indem er auf seine Frau deutete, bemerkte: ‚Dies alles ist das Produkt dieser Geschirre, von früher Jugend an halten wir die Milchtöpfe an ihren Mund, denn es ist am Hofe Sitte, sehr fette Frauen zu haben.‘“

Aus viel späterer Zeit berichtet auch EMIN PASCHA<sup>2</sup> aus der Gegend am unteren Kagera:

„Im nahen Dorfe ist eine so dicke Frau, daß sie nur mit Unterstützung gehen kann. Die fetten Frauen scheinen bei den Wahuma eine Art Familienerbstück zu sein, auf welches man sich viel einbildet. Rumanika hatte welche und Kabrega zeigte mir 1877 vier, die buchstäblich wie Bierfässer aussahen.“

<sup>1</sup> JOHN HANNING SPEKE, *Journal of the Discovery of the Source of the Nile*, 1863. S. 209 u. 210. — Ich habe nur die auf die Frauenmästung bezüglichen Angaben in die oben gegebene Übersetzung aufgenommen, alles andere, Hausrat, Waffen usw. dagegen weggelassen.

<sup>2</sup> GEORG SCHWEITZER, *Emin Pascha*, 1898, S. 615.

---

Außer ihnen wurden noch einige trainiert. Die armen Mädchen, von denen einige recht hübsch waren, bekamen nichts zu essen als süße Milch, von der sie jeden Tag ein bestimmtes Quantum zu verzehren hatten. Einmal in der Woche bekamen sie gesalzene Fleischbrühe und an diesem Tage etwas mehr Milch; Wasser niemals. Es kommen übrigens überall bei Negern von Natur aus unglaublich fette Frauen vor. Im Jahre 1880 erhielt ich vom Gouverneur von Chartum den Auftrag, die in Makraka — sechs Tage westlich von Ladó — zurückgebliebene Frau eines Chartumers mit dem nächsten Dampfer dorthin zu senden. Da aber die Frau zum Gehen unfähig und zum Tragen selbst für vier Leute zu schwer war, so mußte ich auf den Transport verzichten und die Frau ist später gestorben.“

Daß die Sitte der Frauenmästung eine uralte Einrichtung in diesem Teile Afrikas ist, wird dadurch bewiesen, daß schon in den altägyptischen Bildwerken gemästete Frauen dargestellt sind. Und zwar ist es ethnologisch von Bedeutung, daß es sich erstlich dabei um Frauen aus dem Lande „Punt“ handelt, über dessen Lage wir dadurch einen Fingerzeig erhalten, und daß ferner die abgebildeten gemästeten Frauen nicht etwa irgendwelche beliebigen Weiber aus dem Volke, sondern vornehme Frauen, „Fürstinnen“ des Landes Punt sind, wie auch SPEKE im Lande Karagwe die Sitte der Mästung auf die Frauen des Hofes beschränkt fand.

Es mischt sich also hier bereits dem erotisch-ästhetischen Motiv ein anderes bei: das übermäßige Fettpolster erscheint als Prerogativ und gewissermaßen als Symbol des vornehmen Standes.

Von Interesse für die Frage der geographischen Verbreitung der Frauenmästung ist ferner eine von BARROS<sup>1</sup> überlieferte Notiz aus dem 15. Jahrhundert über diese Sitte bei den längst ausgestorbenen Guanichen der canarischen Inseln, speziell bei den Bewohnern von Gran Canaria:

„Die Frauen durften nicht heiraten, bevor einer aus den Vornehmen sie defloriert hatte. Und wenn man sie zur Brautschau vorführte, mußten sie wohlgemästet mit Milch erscheinen, denn diese bildete die Mast, womit man sie zu diesem Zwecke fütterte. Und wenn sie mager waren, so sagte man,

---

<sup>1</sup> DA ASIA BARROS, Dec. I. L. I. Cap. XII. — „As mulheres não podiam casar sem primeiro as corromper hum destes cavalleiros; e quando lhas apresentavam, haviam de vir bem gordas de leite, que era a ceva, com que as cevavam pera isso; e se eram magras, diziam que ainda não estavam em disposição pera casar, por quanto tinha o ventre pequeno, e estreito pera crear nelle grandes filhos, de maneira, que não haviam por aptas pera casamento senão as de grande barriga.“ (S. 105 u. 106.)

Die im Texte genannten „Vornehmen“ (cavalleiros), deren Zahl stets auf 190 erhalten wurde, bildeten auf Gran Canaria neben den beiden Fürsten einen besonderen, mit den Gerichts- und Regierungsfunktionen betrauten Stand.

daß sie noch nicht zur Heirat tauglich wären, weil ihr Bauch zu klein und eng wäre, um große Kinder auf die Welt zu bringen, so daß sie nur die Weiber mit großem Bauch zur Heirat geeignet hielten.“

Danach wäre auf Gran Canaria die Mästung weniger aus sexuell-ästhetischen Motiven, als vielmehr als eine zur Erzielung kräftiger Kinder geeignete physiologische Maßregel betrieben worden.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir anführen, daß auch aus Asien im Altertume von einem Volke berichtet wird, bei dem die Sitte des absichtlichen Mästens, allerdings in etwas anderer Form als in Afrika, bestand. XENOPHON<sup>1</sup> erzählt von den Mosynoikern oder Mossynoikern, einem durch seine weiße Hautfarbe sogar den Griechen auffälligen Volke, das seinen Sitz in den pontischen Küstengebieten im Nordosten von Kleinasien hatte, folgendes:

„Als sie (d. h. die Griechen unter XENOPHON) in das Land ihrer Freunde kamen (d. h. der Mossynoiker), zeigte man ihnen gemästete Kinder reicher Eltern, die, mit gekochten Kastanien gefüttert, sehr zart und weiß und beinahe ebenso dick als lang waren; ihr Rücken war bunt bemalt und der ganze Vorderleib mit Blumen punktiert.“

Diese Angabe des XENOPHON ist auch in die späteren Schriftsteller des Altertums übergegangen; welches aber der Grund dieser Kindermästung und Tatauierung war, erfahren wir nirgends.

Es würde uns viel zu weit führen, wenn wir alle die verschiedenen Formen der absichtlichen, mechanischen Veränderung des weiblichen Körpers durch die verschiedenen ethnologischen Gebiete verfolgen wollten. Wir wollen davon nur noch ein paar Fälle erwähnen, die zeigen, daß die Grundidee solcher Dinge nicht stets die einfache der Verschönerung im Sinne des erotischen Schönheitsbegriffes ist, sondern daß die psychologische Grundlage häufig eine verwickelte, aus mehreren verschiedenen Einzelideen zusammengesetzte ist.

Bei den Frauen der alten Caraiben der westindischen Inseln wurde eine auf das weibliche Geschlecht beschränkte Verzierung eigentümlicher Art dadurch gewonnen, daß den Mädchen von früher Kindheit an der Unterschenkel durch eine Art Halbstrumpf eingeschnürt wurde, der vom Knöchel bis unter die Wade reichte. Gleichzeitig schnürte eine vier Finger breite Binde die obere Partie des Unterschenkels zwischen Wade und Kniegelenk

<sup>1</sup> XENOPHON, Anabasis, V. Buch, C. 4. — Die Mosynoiker hatten ihren Namen „Turmbewohner“ von der Form ihrer Siedelungen, die in hölzernen, mehrstöckigen und auf Anhöhen erbauten Türmen (griechisch *μόσσυ* oder *μόσσυ*) bestanden.

fest zusammen. Am oberen Rande der unteren Binde war eine Art von rundem Kragen (*rotonde*), breiter als ein Teller und aus Binsen und Baumwolle gewoben, angebracht und ein ähnlicher, etwas kleinerer Kragen war am unteren Rande der oberen Binde befestigt. Diese beiden Bandagen schnürten den Unterschenkel so fest zusammen, daß die Wade dick dazwischen hervorquoll und, wie DU TERTRE<sup>1</sup> sich ausdrückt, „einem holländischen Käse glich, der zwischen zwei Tellern zusammengepreßt wird.“ Nach DU TERTRE hielten die caraibischen Frauen diese Wadenbinden für ihren schönsten Schmuck, obschon sie, nachdem sie ihrem Manne seine tägliche Roucoubemalung<sup>2</sup> appliziert hatten, ihre Hände an diesen Beinbinden abzuwischen pflegten.<sup>3</sup> Durch diese beständige Imprägnation mit Roucou wurden die Binden allmählich hart und wenn sie durchnäßt wurden, quollen sie auf und zogen sich unbequem stark zusammen, weshalb die Frauen eine solche Durchnässung sorgfältig zu vermeiden trachteten.<sup>4</sup>

Daß aber auch in diesem Falle die Idee des Schmuckes nicht die ausschließliche war, geht daraus hervor, daß diese Wadenbinden für ihre Trägerinnen als das sicherste Zeichen freier Geburt galten, weshalb auch die Sklavinnen solchen Beinschmuck nicht tragen durften.<sup>5</sup>

Nur beiläufig sei erwähnt, daß sich diese „Beinplastik“ in Form von Schnürbinden an den Unterschenkeln in den caraibischen Gebieten Südamerikas, z. B. in Guyana, bis auf den heutigen Tag erhalten hat, wenn auch heute die von DU TERTRE beschriebenen tellerförmigen Beinkragen fehlen.

Haben wir in der Milch- und Milchbreimästung der Frauen gewisser zentralafrikanischer Stämme, sowie in der Unterschenkelbandage der westindischen Caraibinnen Fälle vor uns, bei denen eine wirkliche oder nur mechanisch vorgetäuschte Hypertrophie der Gewebe bezweckt wird, so begegnen uns anderwärts in Verbindung

<sup>1</sup> JEAN BAPTISTE DU TERTRE, Hist. gén. des Isles de S. Christophe etc. 1654, S. 437.

<sup>2</sup> Diese Bemalung mit Roucou kommt später zur Sprache.

<sup>3</sup> RAYMOND BRETON, Dictionaire Caraibe-Français 1892, S. 197. — Der Schnürstrumpf über dem Knöchel hieß „echépoulou“, die Binde unter dem Knie „echépoulárou“.

<sup>4</sup> Pater R. BRETON erzählt, daß er einst ein junges Mädchen einen Bach in der Weise passieren sah, daß sie auf den Händen marschierte, während ihre Mutter ihr die Beine wie die Griffe eines Schiebkarrens hochhielt, um die Unterschenkelbandagen vor dem Naßwerden zu schützen (Dictionaire, S. 197).

<sup>5</sup> BRETON, Dictionaire Caraibe-Français S. 197.

mit den erotisch-ästhetischen Vorstellungen plastische Manipulationen, die im Gegenteil auf eine Verkümmernng, eine Atrophie der Gewebe hinarbeiten. Fälle dieser Art liefert eigentlich schon die europäische Kulturgeschichte in solcher Fülle, daß es fast überflüssig ist, auch das exotische Material heranzuziehen. Ein Blick in ein illustriertes Werk über Kostümkunde genügt, um zu zeigen, wie z. B. durch Korsettapparate der verschiedensten Form der untere Teil des Brustkorbes oder wie durch absichtlich engehaltenes Schuhwerk die Füße der Frauen solchen atrophierenden Prozeduren in weitgehendster Weise anheimgefallen sind, wobei sinnlich-ästhetische Motive, die wir im täglichen Leben als „Gefallsucht“ bezeichnen, den ersten Anstoß zur Entstehung, die Massensuggestion denjenigen zur Verbreitung und zeitweiligen Erhaltung der jeweiligen „Mode“ gegeben haben.

Daß derartige Prozeduren wirklich ihren Zweck erreichen, daß z. B. ein kleiner Fuß bei einer Frau als sexuelles Reizmittel dient, läßt sich aus der koketten Aufmerksamkeit, welche auch bei uns junge und hübsche Frauen ihren kleinen Füßen zu widmen pflegen, aus dem schwärmerischen Kultus, den verliebte Männer damit zu treiben suchen, sowie aus dem Umstande hinreichend ersehen, daß der kleine, kokett unter der Robe hervorguckende Frauenfuß eine beliebte Staffage erotischer Szenen in der belletristischen Literatur bildet.

Die höchste Potenz der in dieser Richtung gehenden Anschauungen bildet aber bekanntlich der absichtlich verkrüppelte Fuß der Frauen besseren Standes in einem großen Teile des eigentlichen China. Die Literatur über diese, bei einem Volke von der Kulturhöhe des chinesischen so seltsamen Sitte ist nicht spärlich: wir wissen im allgemeinen, daß erstlich diese Verkrüppelung ausschließlich auf die Mädchen beschränkt bleibt, daß sie ferner nicht gleichmäßig durch das ganze chinesische Reich verbreitet ist, sondern sich vornehmlich in den Provinzen des Südens findet und daß endlich der Betrag, bis zu dem die Verkrüppelung getrieben wird, verschiedene lokale Varianten aufweist. Das Verfahren, durch das die Verkrüppelung bewirkt wird, besteht im wesentlichen darin, daß den Mädchen in den frühen Jugendjahren, zwischen dem vierten und siebenten Jahre, die Füße mit Bandagen umwickelt werden, die, gelegentlich erneuert, Tag und Nacht liegen bleiben und nun im Laufe der Zeit eine je nach dem eingehaltenen Verfahren mehr oder minder weitgehende Atrophie der Knochen und der Weichteile der Füße und der Unterschenkel, sowie eine Stellungsänderung einzelner Fußknochen bewirken. Die häufigste Form, zu der im Norden

des Reiches in der geschilderten Weise der chinesische Frauenfuß erzogen wird, ist die, bei der die große Zehe in ihrer normalen Stellung belassen, die übrigen Zehen dagegen unter die Sohle gebeugt werden, während gleichzeitig der ganze Fuß in einer extremen Plantarflexion gehalten und zudem derart in der Sohlenfläche geknickt wird, daß das normalerweise leicht schräg nach hinten gerichtete Hinterende des Fersenbeines mehr oder weniger senkrecht gestellt und der Unterfläche des Mittelfußes nahegebracht wird. Die Sohlenfläche zeigt infolgedessen eine tiefe Querfurche vor dem Vorderrand der Ferse. Durch diese, durch lange Dressur herbeigeführte, abnorme Stellung des Fußes in Verbindung mit der weitgehenden Atrophie der Weichteile des Fußes und des Unterschenkels wird in ihren höchsten Graden, d. h. da, wo nicht nur die Zehen unter die Sohle gebunden, sondern außerdem durch einen in die Höhlung der Fußsohle eingebundenen Metallzylinder die Mittelfußknochen luxiert worden sind, selbstverständlich die normale Funktion des Fußes, der freie, ungestützte Gang, schwer geschädigt; die in dieser extremen Weise verstümmelten Frauen sind zu einem unsichern Gang und zum Gebrauche künstlicher Stützen verurteilt, während die leichteren Grade der Verkrüppelung den Gebrauch der Füße nicht beeinträchtigen.<sup>1</sup>

Wenn wir nun berechtigterweise fragen, welches der Ursprung und der Zweck einer so seltsamen Sitte sei, so müssen wir schlechterdings bekennen, daß wir darüber bis heute nichts Sicheres wissen und bloß auf mehr oder weniger wahrscheinliche Vermutungen angewiesen sind. Schon die Zeitbestimmung der geschichtlichen Epoche, in der die Sitte aufkam, erscheint nach den bis jetzt vorliegenden, sich vielfach widersprechenden Angaben unmöglich. Denn während nach den einen Angaben sich ihr Ursprung bis in die Sagenzeit des chinesischen Volkes verliert, datiert sie nach anderen aus einer verhältnismäßig jungen, geschichtlichen Epoche, als welche bald das sechste, bald das siebente Jahrhundert n. Ch. angegeben wird. Weder MARCO POLO, der im 13., noch IBN BATŪTA, der im 14. Jahrhundert China besuchte, wissen etwas von dieser Sitte, trotzdem sie zu ihrer Zeit nach den chinesischen Berichten schon lange bestand. Ihr Stillschweigen über diesen Punkt ist aber vollkommen begrifflich, da zu ihrer Zeit die Frauen der besseren

---

<sup>1</sup> Über die Verkrüppelung des chinesischen Frauenfußes vgl. PLOSS-BARTELS, *Das Weib*, 8. Aufl. Bd. I. S. 173 ff. 1904, sowie namentlich M. v. BRANDT, *Sittenbilder aus China: Mädchen und Frauen* (Stuttgart 1895) S. 53 ff., wo auch das Verfahren genau geschildert ist.

Stände im ganzen chinesischen Reiche, mit Ausnahme von Peking, der Landessitte gemäß für Fremde fast unsichtbar waren oder ihnen jedenfalls nicht nahe und genau genug zu Gesicht kamen, um das Studium dieses Details möglich zu machen. „Die chinesischen Frauen,“ erzählt ein christlicher Chinese, DIONYSIUS KAO, noch zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts, „lassen sich nirgends in ganz China auf den Straßen sehen, mit einziger Ausnahme der Hauptstadt Peking, wo sie sich nur in verdeckten Sänften tragen lassen, wohin sie sich begeben wollen.“<sup>1</sup>

Auch über den Zweck der Verkrüppelung gehen die Ansichten auseinander. Wir werden aber aus allgemeinen Gründen auch hier eine ethnologische Erscheinung vermuten dürfen, die in ihrer heutigen Gestalt das schließliche Resultat verschiedener psychologischer Momente ist. Zunächst ist es nicht ausgemacht, daß die Verkrüppelung gleich von Anfang an zu dem extremen Grade getrieben wurde, wie später. Sondern wir werden mit der Möglichkeit zu rechnen haben, daß die Bandagierung ursprünglich nur in mäßigem Grade betrieben wurde, um das natürliche Wachstum des Fußes etwas hintanzuhalten und Frauen besseren Standes, die auf eigene körperliche Arbeit und damit auf den ausgiebigen Gebrauch ihrer Füße nicht angewiesen waren, einen eleganten Fuß zu verschaffen, daß dann aber infolge der auch bei anderen „Moden“ leicht zu konstatierenden Neigung zur Steigerung und Übertreibung das Verfahren immer weiter getrieben wurde, bis es endlich seinen heutigen, unvernünftigen Grad erreichte. Dabei ist es keineswegs ausgeschlossen, vielmehr sehr wahrscheinlich, daß auch mehr oder weniger dunkle erotische Vorstellungen seitens der chinesischen Männerwelt ebenfalls steigernd auf die Entwicklung dieser Sitte eingewirkt hat. Und zwar wäre dies, wenn die Angaben von Dr. MORACHE,<sup>2</sup> der als Arzt der französischen Gesandtschaft Gelegenheit zu einschlägigen Beobachtungen

<sup>1</sup> E. YSBREANTS IDES, Drie-jarige Reize naar China, 1704. S. 207.

Wenn daher der h. ODORICO DI PORDENONE aus den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts aus Südchina (Manzi) berichtet: „Bei den Frauen ist es die höchste Schönheit, kleine Füße zu haben. Aus diesem Grunde sind die Mütter gewöhnt, sowie ihnen Töchter geboren werden, ihre Füße eng in Binden einzuwickeln, so daß sie nicht im geringsten wachsen können,“ so berichtet er möglicherweise nicht aus Autopsie, sondern vom Hörensagen nach den Berichten Eingeborener.

<sup>2</sup> G. MORACHE, Note sur la déformation du pied chez les femmes chinoises, in: Recueil de Mém. de médecine, de chirurgie et de pharmacie militaires. III. Série. T. XI, Paris 1864. S. 177—189 (zitiert nach Ploss, Das Weib, 8. Aufl. S. 857).

hatte, bestätigen sollten, nicht bloß in dem Sinne zu verstehen, daß derart verkrüppelte Füße schon durch den bloßen Anblick sexuell reizend auf manche Männer wirken würden, sondern auch in dem weiteren Sinne, daß von der Verkrüppelung auch noch andere Gewebsveränderungen erwartet wurden, die den direkten Geschlechtsgenuß steigern sollten. So gibt Dr. MORACHE an, daß nach einer in China vorhandenen Meinung die Verkrüppelung der Füße, gewissermaßen als Kompensation, eine starke Entwicklung des Fettgewebes am *Mons veneris* der Frauen im Gefolge habe und daß diese stärkere Entwicklung des Schamberges, zusammen mit derjenigen der großen Schamlippen, einen besonderen Reiz der betreffenden Frauen bilde. Von anderer Seite wird angegeben, daß durch den vermehrten Blutzufuß zu den Geschlechtsorganen infolge der Atrophie der Füße der Frauen die *Libido sexualis* der Frauen gesteigert werde.

M. v. BRANDT<sup>1</sup> erwähnt auch die Ansicht mancher, daß die Verkrüppelung der Füße eine stärkere Entwicklung der Oberschenkel und der Beckenteile herbeiführe und dadurch die „Erreichung des Zwecks der chinesischen Ehe, Nachkommenschaft“, begünstige. BRANDT selbst ist geneigt, der Überlieferung eine gewisse Wahrscheinlichkeit zuzugestehen, wonach „Yao Niang, die schöne Konkubine des letzten Kaisers der südlichen Tang-Dynastie, Li-Yii (gest. 975 n. Chr.), von Natur verkrüppelte Füße gehabt habe, die wie der Neumond gebildet gewesen seien, und daß die anderen Damen des Harems sich die Füße künstlich verunstaltet hätten, um sie denen der gefeierten Schönheit ähnlich zu machen; später sei diese Mode dann eine allgemeine geworden.“

„Jedenfalls,“ sagt v. BRANDT — und das ist für die Beziehungen der geschilderten Verkrüppelung zu unserem Thema der springende Punkt —, „sind heute mit dem verkrüppelten chinesischen Fuße die Begriffe verbunden, die wir mit der Entblößung des Körpers der Frau über das gewohnte Maß hinaus in Verbindung zu bringen pflegen. Der nackte Fuß wird sorgfältig, auch vor dem eigenen Manne, verborgen, den beschuhten zu zeigen, ist ein Zeichen von Sittenlosigkeit. Wo auf einem chinesischen Bilde der Fuß einer Frau sichtbar ist, handelt es sich um das Bildnis oder die sonstige Darstellung einer Courtisane; nach den Füßen der Frauen sehen, heißt unsittliche Gedanken hegen, und der katholische Geistliche fragt sein Beichtkind, ob es diese Sünde begangen habe.“

<sup>1</sup> M. v. BRANDT, Sittenbilder aus China: Mädchen und Frauen (Stuttgart 1895) S. 57.

„Auch der männliche Stutzer,“ erzählt v. BRANDT weiter, „legt in China großen Wert auf die Kleinheit seiner Füße; er schläft mit den Füßen höher als mit dem Kopfe, damit der Andrang des Blutes dieselben nicht vergrößere, und in den Schuhen und Stiefeln werden die Zehen durch Drähte gewaltsam in die Höhe gebogen, um so den Anschein kleinerer Füße hervorzubringen.“ In dieser Tendenz begegnet sich der chinesische Stutzer mit dem europäischen.

Bei allen Angaben über den Grund der Fußverkrüppelung der Chinesinnen ist nie zu vergessen, daß sie stets stark subjektiv gefärbt sind, und daß sie daher nicht objektiv festgestellte Tatsachen, sondern nur volkstümliche Ansichten und Meinungen einzelner zum Ausdruck bringen. Auf jeden Fall aber bildet die Sitte der künstlichen und absichtlichen Verkrüppelung der Füße bei den chinesischen Frauen eine der merkwürdigsten und am schwierigsten befriedigend zu erklärenden Erscheinungen auf dem ganzen Gebiete der Psychologie des Sexuallebens. „Wir müssen uns daran erinnern,“ sagt GILES, „daß im Jahre 1664 einer von Chinas weisesten und größten Kaisern (nämlich der Mandschu-Kaiser K'ang Hsi), auf der Höhe seiner Macht ein Edikt erließ, welches den Eltern fürderhin verbot, die Füße ihrer Töchter durch Bandagieren zu verkrüppeln. Vier Jahre später wurde das Edikt wieder aufgehoben.“ Seit mehreren Jahren besteht in China eine nicht nur von Fremden, sondern auch von einsichtigen Chinesen selbst unterstützte Gesellschaft „für natürliche Füße“, die Fortschritte machen soll. Solange es ihr aber nicht gelingt, die gesamte nationale Anschauung in ihrem Sinne umzustimmen, bleibt der Erfolg zweifelhaft. GILES<sup>1</sup> selbst erzählt, daß eine in seinem Haushalt als Kinderwärterin bedienstete christliche Chinesin, deren Füße unverkrüppelt waren, es dennoch nicht lassen konnte, ihrem eigenen Kinde die Füße wieder einzubinden, „weil, wie sie erklärend bemerkte, es so schwer halte, ein Mädchen zu verheiraten, wenn sie keine kleinen Füße hätte.“ Die Zähigkeit, mit der die sexuelle Volksästhetik an der Sitte der Verkrüppelung festhält, ist das Resultat des suggestiven Zwanges, den die überlieferte Tradition auf die Volkspsyche ausübt, und in dieser suggestiven Wirkung, dem die durchschnittlich ohnehin konservativere Frauenwelt besonders stark anheimfällt, liegt auch das stärkste Hindernis zur Beseitigung derselben.

Über die am Fußskelett durch die absichtliche Verkrüppelung

<sup>1</sup> HERBERT ALLEN GILES, *China and the Chinese*, New York 1902. S. 202 u. 203.

gesetzten Veränderungen haben kürzlich die von Dr. VOLLBRECHT,<sup>1</sup> Oberstabsarzt im ostasiatischen Expeditionskorps, publizierten Aufnahmen mittelst der Röntgenstrahlen sehr schöne Aufschlüsse ergeben, die durch die begleitende Abhandlung in wertvollster Weise ergänzt werden (Fig. 9 a). Hier können wir auf das anatomische Detail nicht eintreten, sondern müssen uns darauf beschränken, ein Bild eines verkrüppelten chinesischen Frauenfußes nach einem von der von KRUSENSTERNschen Expedition herrührenden Modell aus der Ethnographischen Sammlung in Zürich vorzuführen und die am besten dazu passende Röntgenaufnahme Dr. VOLLBRECHTS (Fig. 9 b) zu reproduzieren.

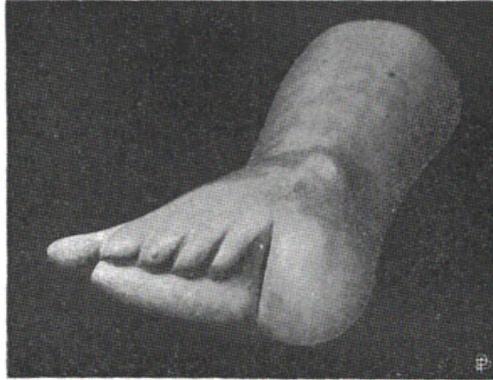


Fig. 9a. Modell eines chinesischen Frauenfußes.

Zum Schlusse dieser Materie wollen wir noch anführen, daß die Chinesen nicht das einzige Volk waren, das darauf verfiel, das natürliche Wachstum der Füße absichtlich zu hindern. Etwas ähnliches findet oder besser fand sich bei den Kutchin-Indianern, einem Tinne-stamme, dessen altes Wohngebiet im Nordwesten Nordamerikas,

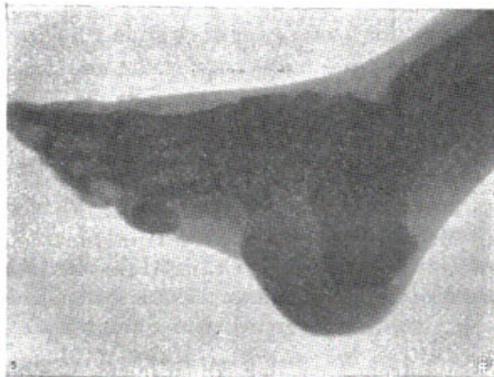


Fig. 9b. Röntgenbild eines chinesischen Frauenfußes.  
(Nach VOLLBRECHT.)

westlich vom Mackenzieflusse und südlich vom Eskimogeiete war. Bei diesem auch in anderer Hinsicht interessanten Stamme pflegen

<sup>1</sup> VOLLBRECHT, Der künstlich verstümmelte Chinesenfuß, in: Fortschritte auf dem Gebiete der Röntgenstrahlen, Bd. IV. Heft 5. S. 212—219 (Hamburg 1901).

die Frauen ihre Kinder, im Gegensatz zu den Bräuchen der Eskimo und der indianischen Nachbarn der Kutchin, der Chepewyan und



Fig. 10. Kutchin-Kind mit eingebundenen Füßen. (Nach RICHARDSON.)

definierten Füße gehören daher nach RICHARDSON<sup>1</sup> zu den ethnischen Merkmalen der Kutchin.

Cree, weder in der Kapuze, noch auf einer mit Moos gepolsterten Tragwiege (cradle board), sondern auf einer Art Tragsessel aufrecht sitzend auf dem Rücken zu tragen. Dabei sind die Füße des Kindes, die frei über den Rand des Sitzkorbes herabhängen, nicht nur in warme Fellstiefeln eingehüllt, sondern noch außerdem enge mit Bandagen umhüllt, in der ausdrücklichen Absicht, ihr Wachstum zurückzuhalten, da der nationale Schönheitsbegriff kleine Füße erfordert (Fig. 10).

Die durch dieses Verfahren erzielten, unnatürlich kurzen und

## Vierte Vorlesung.

Die künstliche Schädeldeformation. — Kraniopädie der Peruaner und Maya. — Die „Déformation toulousaine“. — Kraniopädie bei den Genuesen. — Die künstliche Deformation des Schädels und ihre Motive bei nordamerikanischen Indianerstämmen. — Kraniopädie auf Samoa und Celebes.

Während bei der künstlichen Verkrüppelung des chinesischen Frauenfußes, die Beziehung dieser seltsamen Sitte zur Sexualsphäre das einzige psychologische Motiv zu bilden scheint, hatten wir schon bei den Unterschenkelbandagen der caraischen Frauen einen Fall

<sup>1</sup> SIR JOHN RICHARDSON, Arctic Searching Expedition usw. S. 384: „The child's feet are bandaged to prevent their growing, small feet being thought handsome; and the consequence is, that short unshapely feet are characteristic of the people.“ Der Verfasser setzt hinzu: „A practice so closely resembling the Chinese one, though not confined, as with them, to females, may interest ethnologists.“

vor uns, bei dem neben dem sexuellen Motiv der Verschönerung der weiblichen Körperform noch ein anderes, nicht sexuelles zu erkennen ist, nämlich die Rolle der verdickten Unterschenkel als Symbol des freien Standes im Gegensatz zur Sklaverei. Je weiter wir uns nun in das Detail aller der tausenderlei Vorkehrungen vertiefen, die in der Ethnologie unter der gemeinsamen Bezeichnung „Schmuck“ zusammengefaßt zu werden pflegen, desto häufiger treten uns Fälle entgegen, bei denen sich für ein und dasselbe Ornament mehrere, völlig heterogene, psychologische Motive nachweisen lassen. Oder es kann der Fall auch so liegen, daß eine und dieselbe Art der Körperverzierung — das Wort im allgemeinsten Sinne genommen — bei verschiedenen Völkern auf verschiedener psychologischer Grundlage erwachsen ist. Auch hier müssen wir uns darauf beschränken, aus dem fast unübersehbar reichen ethnologischen Material ein paar besonders instruktive Beispiele herauszugreifen, aus denen sich die Anwendung auf andere Fälle ohne Schwierigkeit ergeben wird.

Um zunächst bei den plastisch-dekorativen Manipulationen zu bleiben, denen der menschliche Körper selbst unterworfen wird, erwähnen wir hier die künstliche Umgestaltung des Schädels, also die *Kraniopädie*. Daß aus physiologischen Gründen die *kraniopädischen* Verfahren überall, wo sie geübt werden, ausschließlich auf die frühesten Jugendjahre beschränkt sind, ist Ihnen bekannt, ebenso daß die klassischen Gebiete der *Kraniopädie* einzelne Gegenden Amerikas, und zwar sowohl Nord- als Südamerikas sind, obwohl die Sitte nicht auf Amerika beschränkt ist. Jedenfalls aber hat sie nirgends sonst so hohe Grade erreicht, wie z. B. im Gebiet der alten Inselcaraiben, in Perú und bei einigen Stämmen der Küstenländer von Britisch-Kolumbien. Sie fehlt aber auch nicht in den indianischen Stammesgebieten am unteren Mississippi und anderwärts in Nord- und Südamerika, sie begegnet uns ferner an zahlreichen Punkten der polynesischen Archipele bis in die indonesischen Gebiete hinüber. Spuren einer mehr oder weit getriebenen absichtlichen Umgestaltung der natürlichen Kopfform finden wir ferner in einzelnen ethnischen Provinzen des asiatischen Festlandes bis auf den europäischen Boden hinüber, wo seit dem Altertum bis in die Jetztzeit derartige Vorkommnisse in verschiedenen Gegenden beobachtet sind. Am spärlichsten scheinen absichtlich und methodisch geübte *kraniopädische* Verfahren in Afrika vorzukommen, wenn wir wenigstens von den nördlichen, dem muhammedanischen Kulturkreise angehörigen Gegenden absehen. Das geographische Areal

kraniopädischer Verfahren, die im übrigen sogar innerhalb eines und desselben Einzelgebietes zahlreiche Verschiedenheiten sowohl der jeweilig angewendeten Methoden als ihrer Resultate aufweisen, ist also ungeheuer groß und ebenso reicht die Zeit, in der sie geübt wurden, von den prähistorischen Epochen bis in die Gegenwart hinein.

Es ist hier nicht der Ort, die seltsame Sitte der absichtlichen Umformung der natürlichen Kopfform durch alle ihre Einzelgebiete zu verfolgen. Um jedoch zu einem Verständnis dafür zu gelangen, daß in den einzelnen Gebieten ganz verschiedene psychologische Motive derselben zugrunde liegen, von denen nur ein Teil unter die Rubrik der sexuell-ästhetischen fällt, ist es notwendig, ein paar spezielle Fälle herauszugreifen, die völkerpsychologisch genügend durchsichtig sind.

Um zunächst die Inselcaraiben, deren Kraniopädie wir schon früher kurz erwähnten, noch einmal anzuführen, mögen hier die darauf bezüglichen Angaben des Pater R. BRETON<sup>1</sup> wiedergegeben werden. Sie lauten, wie folgt:

„Alle Wilden, Männer wie Frauen, haben dieselbe Haartracht und damit dieselbe ihrer Sitte gemäß hergerichtet werde, knetet die mit diesem Geschäft betraute Frau bald nach der Geburt des Kindes diesem neuerdings den Kopf, so daß er nach oben hin ausgedehnt und nach unten bis zu den Augen schräg ausgeebnet wird, indem sie die Stirn dem übrigen Kopfe entsprechend platt drückt. Damit wollen sie ihrer Vorstellung von Schönheit Genüge tun. Noch ungefähr zwei Jahre lang legt die Mutter, während sie sitzt, die Beine des Kindes auf ihren einen Schenkel und seinen Kopf auf den anderen. Während das Kind dann schläft, legt sie ihre geöffnete rechte Hand dem Kinde auf die Stirn, stützt ihren linken Ellbogen darauf und neigt nun ihren Kopf auf die Hand. In dieser Stellung schläft sie mit dem Kinde, um die Kopfform, die man ihm gegeben, haltbar zu machen. Dieses Verfahren hat zur Folge, daß sie große, aus dem Kopf hervortretende Augen bekommen, ich habe aber nicht bemerkt, daß sie dadurch für gewöhnlich plattnasig würden.“

<sup>1</sup> R. BRETON, Dictionnaire Caraibe-Français, S. 145: „Tous les Sauvages hommes et femmes, ont une mesme coëfeure, et afin qu'elle soit accomplie à leur mode, bien tost apres que l'enfant est né, la femme, qui est choisie pour cela, pestrissant de nouveau sa teste, l'élargit par le haut et l'vnit comme en penchant par le bas iusques aux yeux, applatissant le front à l'égal du reste (et en cela ils veullent faire consister leur beauté) . . . la mere prés de deux ans de temps pendant le iour, pose les jambes de l'enfant sur vne de ses cuisses (estant assise) et la teste sur l'autre, l'enfant estant endormi, elle oure sa main droite, la pose sur le deuant de la teste de l'enfant appuye son coude gauche dessus, panche sa teste sur sa main, et dort ainsi avec l'enfant, afin de faire subsister la forme qu'on luy a donné, cela fait qu'ils ont de gros yeux, qui leur sortent hors de la teste, ie ne me suis pas apperçu que cela les rendit ordinairement camus.“

Pater BRETON faßt also, wie Sie sehen, die Sitte der künstlichen Schädeldeformationen bei den alten Cariben als den Ausfluß ihrer Begriffe von Rassenschönheit auf. Ob er damit das Richtige trifft, wird nicht mehr sicher auszumitteln sein.

Von der Nation der Cañari-Indianer in Perú erzählt GARCILASO DE LA VEGA<sup>1</sup> folgendes:

„Diese Nation hatte als Abzeichen (Divisa) den abgeplatteten Kopf (la Cabeça Tableada), denn nach der Geburt eines Kindes legte man ihm ein kleines Brett auf die Stirn und ein anderes auf den Hinterkopf und band beide zusammen. Man zog sie nun täglich immer stärker zusammen und dabei ließen sie das Kind immer auf dem Rücken liegen und nahmen ihm die Brettchen nicht weg, bis es volle drei Jahre alt war. Die Köpfe wurden dadurch sehr häßlich und so nannte man jeden Indianer, der eine ungewöhnlich breite Stirn oder einen flachen Hinterkopf hatte, spottweise *Palta-vma*,<sup>2</sup> d. h. ‚Palta-Kopf‘.“

Auch TORQUEMADA<sup>3</sup> erwähnt die Sitte der Kraniopädie bei den alten Peruanern und zwar war sie nach seiner Darstellung weit verbreitet. Er sagt darüber:

„Fast in jeder Provinz hatten sie eine besondere und von den übrigen verschiedene Sitte, die Köpfe absichtlich umzuformen und es war zum verwundern, die Sorgfalt zu sehen, die sie darauf verwandten, die Köpfe in eine besondere Form zu bringen, hauptsächlich diejenigen der Häuptlinge. Diese banden (und ich weiß nicht, ob sie noch gegenwärtig diese Sitte haben) und preßten sie dergestalt mit Schnüren oder Binden aus Baumwolle oder Wolle von Geburt an zwei oder drei Jahre lang zusammen, daß sie mehr als eine

<sup>1</sup> GARCILASO DE LA VEGA, *Commentarios Reales*, I. S. 269 (L. 7. C. 5 §): „Esta Nacion trala por Divisa la Cabeça Tableada, que en naciendo la Criatura, le ponian vna tablilla en la Frente, y otra en el Colodrillo, y las atavan ambas, y cada dia las iban apretando, y juntando mas, y mas, y siempre tenian la Criatura echada de espaldas, y no le quitavan las tablillas hasta los tres Años. Sacavan las Cabeças feisimas, y asi por oprobrio à qualquiera Indio, que tenia la frente mas ancha, que lo ordinario, ó el cogote llano, le decia, *Palta-vma*, que es Cabeça de Palta.“

<sup>2</sup> „Palta“ ist der Quichua-Name für die große, birnförmige Frucht von *Lucuma cañmito*, eines großen alteinheimischen Kulturbaumes von Perú.

<sup>3</sup> JUAN DE TORQUEMADA, *Monarchia Indiana* (L. XIV. Cap. XXV. S. 583. T. II): „Por la maior parte, casi en cada Provincia, tenian propria costumbre, y diversa de las otras, de formar con industria las Cabeças, y era cosa de maravilla ver la diligencia, que tenian para entallar y formar las Cabeças, maiormente los Señores; estas de tal manera las ataban (y no sé si de presente lo acostumbran) y apretaban con lias, ó vendas de Algodon, ù de Lana, por tiempo de dos, ó tres Años, desde que nacia, que las empinaban mas de una quarta, las quales quedaban de la hechura y forma de vna corça, ù de vn mortero de barro, mui empinado, y alto, y en esto ponian mucha diligencia, y por privilegio grande concedian los del Pirù à algunos Señores, à quienes querian favorecer, que formasen las Cabeças de sus Hijos, de la manera, que los Reies, y todos los otros de su Linage.“

Handspanne (una quarta) hoch wurden. Sie erlangten dann dauernd die Form einer Coroza<sup>1</sup> oder eines stark aufgerichteten und hohen Tonmörser. Auf dieses Verfahren legten sie großen Wert und die Peruaner gestatteten als große Gunst einigen Häuptlingen, die sie auszeichnen wollten, daß sie die Köpfe ihrer Kinder in derselben Weise umformen durften, wie die Könige selbst und alle andern Angehörigen ihres Geschlechtes.“

Solche künstlich deformierte Schädel aus Perú sind in den alten Grabstätten vielfach aufgefunden worden und bilden daher ein bekanntes Objekt kranilogischer Sammlungen.

Nach der Schilderung des GARCILASO DE LA VEGA und des TORQUEMADA ist also die erste und grundlegende Bedeutung der künstlichen Schädeldeformation im alten Perú diejenige eines Stammesabzeichens und sogar Sippenabzeichens, durch welches im Verein mit gewissen Unterschieden der Haartracht, der Kleidung und so fort die Zugehörigkeit des einzelnen Individuums zu diesem oder jenem Stamm kenntlich gemacht wurde. Gleichzeitig wohnte demselben aber auch der Begriff einer besonderen Auszeichnung sichtlich inne, während ein lediglich sexuell-dekoratives Moment aus den alten Schilderungen nicht ersichtlich ist.

Zur Beurteilung der Raschheit, mit der übrigens die alten und ursprünglichen Stammes- und Sippenabzeichen der Peruaner infolge der europäischen Invasion verschwanden oder in Verwirrung gerieten, ist folgende Stelle bei GARCILASO DE LA VEGA recht lehrreich:

„Sie (d. h. die Cañaris) ließen als Abzeichen (Divisa) das Haar lang wachsen und drehten es auf dem Scheitel in einen Knoten zusammen. Als Kopfschmuck trugen die Vornehmsten und Stutzerhaftesten einen drei Finger hohen Siebring (Aro de Cedaco). Mitten durch diesen Reif steckten sie einige Flechten von verschiedenen Farben. Die Leute des Volkes und fast noch mehr die Gleichgültigen und Nachlässigen machten sich an Stelle des Siebreifens einen Ring aus einer Calebasse und deswegen nannten die andern Indianer die ganze Nation der Cañaris zum Spott ‚Matiuma‘, was ‚Calebassenkopf‘ bedeutet. An diesen und andern ähnlichen Abzeichen, die sie zur Zeit der Incas auf dem Kopfe trugen, ließ sich bei jedem Indianer erkennen, aus welcher Provinz und welchen Stammes er war. Auch zu meiner Zeit trugen alle noch ihre Abzeichen, jetzt aber erzählt man mir, daß schon alles durcheinander geraten ist (aora me dicen, que está ia todo confundido).“

Wir werden uns daher auch nicht wundern dürfen, wenn ein ähnlicher Zersetzungsprozeß, bald schneller, bald langsamer verlaufend, auch bei zahlreichen andern außereuropäischen Völkern

<sup>1</sup> Coroza war die hohe, kegelförmige, aus Papier zusammengekleisterte Mütze, die den Verbrechern, namentlich den von der Inquisition Verurteilten auf den Kopf gestülpt wurde.

eine Menge von Dingen entweder ganz zum Verschwinden brachte oder wenigstens ihren ursprünglichen Sinn so vollständig vergessen ließ, daß zu der Zeit, als die Europäer diese Völker wissenschaftlich zu untersuchen begannen, niemand mehr vorhanden war, der darüber die richtige Auskunft hätte geben können. Namentlich dürfte dies für sehr zahlreiche ethnographische Objekte und Gepflogenheiten zutreffen, die wir heute infolge unseres Mangels der genügenden völkerpsychologischen Einsicht in ihren Ursprung und eigentlichen Zweck einfach in der vielumfassenden Rubrik „Schmuck“ unterzubringen pflegen. Nur die sorgfältige Heranziehung der ältesten literarischen Quellen über die einzelnen Völker, das Studium ihrer Prähistorie, wo diese überhaupt erreichbar ist, und endlich die vergleichende Verfolgung einer Sitte oder eines bestimmten Objektes durch ihr ganzes Verbreitungsgebiet wird uns im einen und andern, anscheinend hoffnungslosen Falle noch einiges Licht verschaffen können.

Um mit der Kraniopädie der Peruaner abzuschließen, will ich noch anführen, daß dieselbe auch weit nach Osten hinüber verbreitet war. Dort, in der Nachbarschaft der Mojos von Quito, lebte ein indianischer Stamm, den die Spanier die „Entablillados“, gewissermaßen „die Eingeschienten“, eben von dieser Sitte der Kraniopädie, nannten. „Kaum ist das Kind geboren,“ erzählt GUMILLA,<sup>1</sup> „als ihm auch schon der Kopf zwischen zwei Bretter eingeklemmt wird, das eine über die Stirn nach oben und das andere auf der entgegengesetzten Seite. Diese bleiben zusammengebunden, bis ein Kopf von der Gestalt einer Bischofsmütze resultiert.“

Auch bei den alten Maya-Indianern von Yucatan war eine Form der Kraniopädie üblich. Der Bischof DIEGO DE LANDA<sup>2</sup> erzählt darüber:

„Die Indianerinnen erzogen ihre Neugeborenen völlig nackt und in der rauhesten Weise von der Welt, denn vier oder fünf Tage nach der Geburt legten sie den Säugling ausgestreckt auf ein kleines, aus dünnen Stäbchen hergerichteten Lager und auf diesem spannten sie ihm den Kopf, mit dem Gesicht nach unten, zwischen zwei Brettchen, das eine am Hinterkopf, das andere auf der Stirn. Zwischen diesen preßten sie ihm den Kopf fest zusammen und hielten ihn in dieser peinvollen Lage, bis nach Ablauf einiger Tage sein Kopf abgeplattet und in die Form gebracht war, die bei ihnen allen gebräuchlich war (hasta que acabados algunos dias le quedava la cabeça llana y enmoldada como lo usavan todos ellos). Die Qual und Gefahr für die

<sup>1</sup> J. GUMILLA, *Historia natural, civil y geografica de las naciones situadas en las riveras del Rio Orinoco*. T. I. S. 128. 1791.

<sup>2</sup> DIEGO DE LANDA, *Relacion de las cosas de Yucatan* (ed. Brasseur) 1864. S. 180.

armen Kinder war so groß, daß manche lebensgefährlich erkrankten und der Verfasser dieser Schrift sah eines, dem Löcher hinter den Ohren aufgebrochen waren und das geschah vermutlich bei vielen.“

Einen besonderen Grund für die geschilderte künstliche Deformation des Schädels gibt LANDA nicht an, doch lassen zahlreiche Bildwerke aus der vorspanischen Zeit von Yucatan leicht erkennen, daß die, durch das geschilderte Verfahren erlangte Kopfform mit



Fig. 11. Künstliche Schädeldeformation in Yucatan.

der Art der Kopfverzierung in engster Beziehung stand (Fig. 11). Namentlich sind es die schon von STEPHENS<sup>1</sup> entdeckten und abgebildeten Reliefdarstellungen aus den Ruinen von Palenque, die den engen Zusammenhang der festlichen Kopftrachten mit der künstlichen Schädeldeformation sehr schön illustrieren, wenn wir auch

<sup>1</sup> J. I. STEPHENS, *Incidents of Travel in Central America, Chiapas and Yucatan*. 1841. II. S. 350, 344, 350 usw. Vgl. auch die Abbildung einer Vase aus Ticul in: J. I. STEPHENS, *Incidents of Travel in Yucatan*. 1843. I. S. 275.

jetzt nicht mehr auszumitteln imstande sind, welcher dieser beiden Faktoren der primäre war: ob ein mit steigender Kultur immer komplizierter werdender Kopfputz sich auf der Grundlage einer aus früheren Zeiten herübergenommenen Schädeldeformation aufbaute oder ob die steigende Komplikation des Kopfputzes allmählich dazu führte, diesem durch einen entsprechend deformierten Schädel zur sicheren Befestigung zu verhelfen.

Daß auch dieses letztgenannte Verhältnis nicht ohne Analogie wäre, beweisen einige Vorkommnisse künstlicher Schädeldeformation auf europäischem Boden, speziell in Frankreich, wo in einigen Provinzen künstliche Umbildungen der natürlichen Schädelform während langer Zeit in großer Verbreitung geübt, und wiederholt der Gegenstand eingehender Untersuchungen seitens der französischen Anthropologen geworden sind. Dies ist speziell für die sogenannte „Déformation toulousaine“ der Fall gewesen, die in älterer Zeit von BROCA,<sup>1</sup> in neuerer u. a. von AMBIALET<sup>2</sup> eingehend untersucht worden ist, während kürzlich DELISLE<sup>3</sup> das Problem der künstlichen Deformationen auf noch umfassenderer Basis zum Gegenstand einer besonders, ganz Frankreich umfassenden Monographie gemacht hat.

Was zunächst die durch die verschiedenen volkstümlich üblichen Verfahren gesetzten Deformationen selbst anbelangt, so wollen wir nur anführen, daß Dr. AMBIALET davon für die „Déformation toulousaine“ drei Typen unterscheidet: den „horizontalen“ (horizontal), den „zweilappigen“ (bilobé) und endlich den „schrägen“ (oblique), welch letzterem, beiläufig gesagt, auch die früher erwähnten Deformationen der Peruaner, der Maya und der Caraiben als extremste Formen zuzurechnen wären. Hier haben uns nicht die Resultate der Deformation, sondern nur deren Psychologie zu beschäftigen: wir fragen nach den Gründen, die ein altes Kulturvolk Europas veranlassen konnten, bis in die Gegenwart eine so seltsame Sitte beizubehalten? BROCA nahm dafür „den Zufall der Mode“ (le hasard de la mode) in Anspruch: „Des matrones ignorantes ont imaginé une coiffure qui leur a paru commode ou agréable a l'oeil; d'autres les ont imitées, et la routine a fait le reste.“ Die „Mode“, auf die BROCA

<sup>1</sup> BROCA, Sur la déformation toulousaine du crâne. In: Bull. Soc. d'Anthropologie de Paris. T. VI. (2. Serie) 1872. S. 100 ff.

<sup>2</sup> J. AMBIALET, L'encéphale dans les crânes déformés du Toulousain. In: L'Anthropologie, T. IV, 1893. S. 11 ff.

<sup>3</sup> F. DELISLE, Les déformations du crâne en France. Carte de leur distribution. In: Bulletins et Mémoires de la Société d'Anthropologie de Paris. T. III. (V. Serie) 1902. S. 111 ff.

Äußerung anspielt, besteht darin, daß in den betreffenden Landschaften Frankreichs, wo die künstliche Deformation geübt wird, den neugeborenen Kindern der Kopf mit haubenförmigen Bandagen, die nach den einzelnen Gegenden verschiedene Form besitzen und auch verschieden benannt werden (z. B. „Bandeau“, „Serre-Tête“, „Sarradisse“, „Crème“ usw.), fest eingebunden wird, eine Sitte, die übrigens nach den Erhebungen DELISLES im Verschwinden begriffen ist (Fig. 12 a u. b).

Der Ursprung, sowie das Alter der künstlichen Schädeldeformation in Frankreich ist nicht mehr sicher zu ermitteln; alles, was in dieser Hinsicht in der Literatur geäußert wurde, sind einstweilen nur mehr oder weniger wahrscheinliche, aber wissenschaftlich unbewiesene Vermutungen. DELISLE weist



Fig. 12 a.  
Schnürung des Kopfes mit schräger Anlage  
des „Bandeau“. (Nach AMBIALET.)



Fig. 12 b.  
„Déformation toulousaine“ vom schrägen  
Typus. (Nach AMBIALET.)

darauf hin, daß die Kranioptädie in Frankreich sich historisch nicht über das 12. Jahrhundert zurückverfolgen läßt, und daß also eine gewaltige zeitliche Kluft die historisch nachweisbaren Fälle von den alten Gräberfunden deformierter Schädel trennt. Aus DELISLES sorgfältigen Untersuchungen geht auch zur Evidenz hervor, daß mit dem Wechsel der Mode und mit dem Aufgeben der alten Kopfbedeckungen auch die Deformationen bei der jüngeren Generation allmählich verschwinden, wodurch der kausale Zusammenhang beider erwiesen ist.

Die Angaben der französischen Untersucher über die „Déformation toulousaine“ werden in bemerkenswerter Weise geographisch durch eine Notiz ergänzt, die LAS CASAS<sup>1</sup> seiner Erwähnung der

<sup>1</sup> LAS CASAS, Historia de las Indias, V. S. 396: „y esta costumbre tienen los Ginoveses, y tanta industria y diligencia ponen para que las criaturas

Kraniopädie der alten Peruaner und Westindier beifügt und die sich auf die noch zu seiner Zeit, d. h. im 16. Jahrhundert, in der Gegend von Genua geübte Schädeldeformation bezieht. Er sagt nämlich:

„Diese Sitte (d. h. die Kraniopädie) haben auch die Genuesen und sie verwenden soviel Fleiß und Sorgfalt darauf, daß die Kinder sehr langgestreckte (*emпинados*, wörtlich: aufgerichtete, hohe), obgleich nicht runde, sondern wie erwähnt, platte (*llanas*) Köpfe bekommen, daß sie fast den Stämmen gleichen, die einst auf dieser Insel (d. h. Haiti) lebten.“

Während bei der früher erwähnten Kraniopädie der amerikanischen Völker ein Unterschied in der kraniopädischen Behandlung der beiden Geschlechter nicht nachzuweisen ist, indem Knaben und Mädchen dem gleichen Verfahren und der gleichen Dauer desselben unterworfen worden zu sein scheinen, tritt in Frankreich eine Beziehung zur sexuellen Ästhetik wenigstens darin klarer hervor, als die Knaben weniger lange der Wirkung des „Bandeau“ oder des „*Serre-Tête*“ ausgesetzt bleiben, als die Mädchen, bei denen zudem die Rolle dieser deformierenden Apparate im späteren Alter durch möglichst eng anliegende Haubenformen fortgesetzt wird. Dementsprechend ist denn auch die Deformation bei den Männern häufig unvollkommener, gewissermaßen rudimentärer, als bei den Frauen.

Für die moderne Psychologie der Kraniopädie in Frankreich sind nun vor allem ein paar Angaben von Interesse, aus denen hervorgeht, daß mit der Deformation und der darauf basierten Kopftracht in der Tat Begriffe der sexuellen Ästhetik und des sexuellen Schamgefühls verbunden werden. Aus älterer Zeit (1808) erzählt der Arzt COUTELLE<sup>1</sup> über die zu seiner Zeit in der Gegend von Albi geübte Deformation: „*Cette conformation factice de la tête parait être regardée dans la classe dite des grisettes, comme un caractère particulier de beauté qu'elles s'appliquent à acquérir d'une manière aussi ridicule qu'extraordinaire par des coiffures allongées de devant en arrière et de bas en haut et très serrées circulairement.*“ Und DELISLE<sup>2</sup> selbst fand in Melle (Deux-Sèvres) eine einzige Frau, die sich dazu verstand, in seiner Gegenwart ihren Kopfputz abzunehmen und ihren Kopf untersuchen zu lassen. DELISLE schildert seine in Melle gemachten Erfahrungen in folgenden Worten:

tengan las cabezas muy empinadas, puesto que no redondas sino llanas, como vemos, que cuasi parecen á las gentes que en esta Isla moraban.“

<sup>1</sup> COUTELLE, Observations sur la constitution médicale de l'année 1808 à Albi (Albi, 1809, S. 89 u. 92), zitiert bei DELISLE, Les déformations etc. S. 116.

<sup>2</sup> DELISLE, Les déformations artificielles du crâne, S. 127.

„Eine einzige Frau hat sich in Melle dazu verstanden, sich untersuchen zu lassen und vor uns und den uns begleitenden Damen den Kopfputz abzunehmen, um sich messen und photographieren zu lassen. Der wahre Grund aller der Weigerungen, die wir bis dahin erfahren hatten, war folgender: eine Frau darf die Rückseite ihres Kopfes nicht einmal ihrem Manne, geschweige denn einem Fremden zeigen und dieses Vorurteil ist so stark, daß, als jemand an die Türe klopfte, während ich die Kopfmaße der Frau Girard nahm, sie ganz erschrocken ihren Kopfputz aufsetzte, um dem Störer die Tür zu öffnen; und sie willigte erst ein, mich fortfahren zu lassen, als sie die Tür verriegelt hatte. Es waren Madame Delisle und die Frau eines Apothekers von Melle anwesend, um mir zu helfen.“

In diesem Teile Frankreichs hat also die durch viele Generationen fortgepflanzte und Jahrhunderte alte Sitte der Frauen, die Scheitelpartie ihres künstlich deformierten Kopfes beständig bedeckt zu tragen, im Laufe der Zeit zu einer besonderen Lokalisation des Anstandsgefühls geführt, wie sie uns in anderer Form bereits beim verkrüppelten chinesischen Frauenfuß entgegengetreten ist, und wie wir sie späterhin auch bei anderen Völkern noch mehrfach zu erwähnen haben werden. Nun sind, wie später im Zusammenhang zu zeigen sein wird, derartige Lokalisationen des Scham- und Anstandsgefühles durchaus das Produkt der Erziehung, und es zeigen daher auch die einzelnen ethnischen Gebiete hinsichtlich solcher Lokalisationen häufig nicht bloß Unterschiede, sondern in vielen Fällen sogar merkwürdige Gegensätze.

Kehren wir nach dieser Abschweifung auf europäischen Boden noch einmal zur Neuen Welt zurück! In Nordamerika waren es vor allem zwei weit voneinander getrennte Regionen, in denen die Europäer eine regelrechte künstliche Umformung des kindlichen Schädels vorfanden, nämlich die Gebiete am unteren Mississippi und ferner die Landschaften am unteren Kolumbiaflusse an der Küste des Stillen Meeres.

Was zunächst das erstgenannte Gebiet anbelangt, so besitzen wir darüber aus älterer Zeit noch die Schilderungen des Jesuitenpaters LAFITAU,<sup>1</sup> welcher das bei den „gegen Louisiana hin“ wohnenden, als „Plattköpfe“ (Têtes-plattes) bekannten Stämmen übliche kraniopädische Verfahren ausführlich beschreibt. LAFITAU spezifiziert die indianischen Stämme, bei denen die künstliche Deformation des Kopfes vorkam, nicht näher; wir wissen aber aus verschiedenen Nachrichten aus früherer und nachmaliger Zeit, daß es sich dabei hauptsächlich um die Stämme der Creek-Konföderation, dann um die Cha'hta (Choctaws), die Chikasaws, die Waxsaw, Shetimasha, Caddo

<sup>1</sup> LAFITAU, Moeurs des Sauvages Américains etc. I. S. 595 u. 596 (1724).

und einige andere der im Süden und Südosten der Vereinigten Staaten wohnhaften Stämme handelte. Derjenige Stamm indessen, den die europäischen Händler speziell als „Flachköpfe“ (Flatheads, Flats, Têtes plates) zu bezeichnen pflegten, waren die Choctaws, und auf diese bezieht sich daher wohl auch LAFITAU'S Schilderung in erster Linie. Nach W. BARTRAM<sup>1</sup> wurden indessen bei den Choctaws nur die männlichen Kinder der Kraniopädie unterworfen.

Das zweite Gebiet einer auffälligen und absichtlichen Deformation des kindlichen Schädels bildeten, wie erwähnt, die pazifischen Küstenregionen zwischen dem 44. und 54.<sup>o</sup> n. B. und zwar reichte dasselbe eine Strecke weit landeinwärts. Auch dort wurde aus der ganzen Zahl der Stämme, bei denen die Kraniopädie geübt wurde, ein spezieller Stamm als „Flat Heads“ bezeichnet; indessen erzählt CATLIN,<sup>2</sup> daß schon zu seiner Zeit die künstliche Deformation gerade bei diesem Stamm nur noch selten und bei weitem nicht mehr in dem Umfange getrieben wurde, wie bei anderen Stämmen jener Gegend, vor allem bei den Chinook am unteren Kolumbia. CATLIN bildet eine Chinook-Frau ab, deren eigener Kopf stark deformiert ist und die im Arm ein auf dem Kompressionsapparat festgebundenes Kind trägt. Nach CATLIN'S Angabe waren bei den Chinook verschiedene Formen solcher Kompressionsapparate in Gebrauch, von denen er zwei abbildet, mit deren näherer Beschreibung wir uns aber nicht aufhalten wollen: ihr Prinzip ähnelt dem eines Nußknackers und ein solcher Quetschapparat blieb nach CATLIN durchschnittlich drei, fünf oder acht Wochen in Funktion.

Was nun den Ursprung und den Zweck der Schädeldeformation unter den indianischen Stämmen Nordamerikas anbelangt, so sind darüber sehr verschiedene Meinungen aufgestellt worden, was am besten beweist, daß wir nichts Sicheres darüber wissen. Wie Pater BRETON für die Cariben, so suchte auch, wie wir oben sahen, LAFITAU die psychologische Ursache in den Begriffen der betreffenden Stämme über nationale Schönheit. CATLIN hält es für hoffnungslos, dem Grund dieser Sitte nachzuspüren und sagt: „diese Sitte der künstlichen Abplattung des Kopfes ist sicherlich einer der unerklärlichsten, sowie auch der unsinnigsten Bräuche, die unter den nordamerikanischen Indianern gefunden werden. Worin sie ihren

---

<sup>1</sup> WILLIAM BARTRAM, Voyage dans les parties Sud de l'Amérique septentrionale, II. S. 416.

<sup>2</sup> G. CATLIN, The Manners, Customs and Condition of the North American Indians, II. S. 108—114. Pl. 119 u. 120.

Ursprung haben mag, oder zu welchem Zwecke sie aufkam, außer demjenigen eines bloßen gewohnheitsmäßigen Brauches, wird wahrscheinlich kein menschliches Wesen jemals sagen können.“ Aus den Untersuchungen, die Dr. SCOULER<sup>1</sup> seinerzeit über die Deformation bei den Kolumbiastämmen anstellte, schien hervorzugehen, daß damit auch der Begriff einer Auszeichnung verbunden war, indem nur die Häuptlinge und die Freien ihre Kinder der Kraniopädie unterziehen durften, doch sieht sich SCOULER selbst veranlaßt, zu sagen: „Es ist schwer, den Ursprung dieses sonderbaren Geschmacks unter den Amerikanern zu erklären, aber wahrscheinlich ist CUVIERS Bemerkung über diesen Gegenstand nicht ohne Grund. Er sagt: „Der Schädel des Amerikaners ist von Natur zusammengedrückt und nach hinten gewichen und daher mag ein Verlangen, das zu vervollkommenen, was sie als das schöne Ideal ihrer Bildung betrachteten, sie dazu gebracht haben, ihre Stirnen noch mehr platt zu drücken!“

Die Kalapuyaindianer von Oregon geben an, daß durch die Deformation die Stirn an Fläche gewinne, so daß mehr Zieraten am Haar um die Stirn befestigt werden könnten und daß überhaupt das Gesicht dadurch verschönert werde. LAWSON, der zu Ende des 17. Jahrhunderts die Waxsaw in Südkarolina besuchte und die dort übliche Methode der Deformation beschreibt, hörte von den Indianern, daß durch dieses Verfahren die Scharfsichtigkeit im höchsten Maße gesteigert werde. Die Ahtstämme auf der Vancouverinsel, bei denen die künstliche Deformation ebenfalls geübt wurde, glaubten, daß dadurch nicht nur die äußere Erscheinung gewinne, sondern daß die Kinder dadurch gesunder und kräftiger würden.

Ein neuerer Schriftsteller, Dr. A. S. GATSCHET,<sup>2</sup> äußert sich über den mutmaßlichen Ursprung der Kraniopädie unter den Indianern Nordamerikas folgendermaßen:

„Der wahre Grund dieser Sitte liegt wahrscheinlich in dem allgemeinen Gebrauch der hölzernen Brettwiege (cradle-board). Die Mutter oder Pflegerin, die das Kind bei der Feldarbeit auf dem Rücken zu tragen oder gegen einen Baum, Felsen oder dergl. zu lehnen pflegte, erfand bald einen Apparat, um den Kopf des Kindes vor dem Herabsinken und damit vor Verletzung oder todbringender Erstickung zu bewahren. Dies wurde erreicht, indem ein starkes Band rund um den Kopf gebunden und am Wiegenbrett befestigt

<sup>1</sup> JOHN SCOULER, Bemerkungen über die Schädelform der Nordamerikanischen Wilden, in: *Frorieps Notizen*, Band XXVI. 1. Oktober 1829.

<sup>2</sup> A. S. GATSCHET, *Tschikilli's Kasi'hta Legend in the Creek and Hitchiti Languages etc.* S. 55.

wurde. Wenn die Halsmuskeln des Kindes stärker geworden waren, wurde dieses Verfahren eingestellt. Die Mütter beabsichtigten wahrscheinlich anfänglich nicht, die Köpfe ihrer Kinder abzuplatten; da dies aber die notwendige Folge des geschilderten Verfahrens war und das ‚fait accompli‘ nicht mehr geändert werden konnte, so hielten sie schließlich die Deformation für wünschenswert und sogar für schön. So mag die Sitte der Kopfpressung schließlich allgemein geworden sein.“ Es muß aber gesagt werden, daß diese Hypothese, selbst wenn sie für die nordamerikanische Kraniopädie genügen sollte, dennoch nicht ausreicht, um auch die entsprechenden Fälle in anderen ethnischen Gebieten befriedigend zu erklären. GATSCHE ist der Meinung, daß zur Zeit der Entdeckung Amerikas wahrscheinlich die Hälfte der eingebornen Stämme des Kontinentes die Kraniopädie geübt haben.

Wenden wir uns noch kurz nach Polynesien, so können uns hier die Samoainseln als Beispiel dienen, da dort das Christentum erst im Jahre 1830 eingeführt wurde und die Inseln daher bis in eine relativ späte Zeit ihre ethnographischen Besonderheiten bewahren konnten. TURNER,<sup>1</sup> der noch die ursprünglichen Verhältnisse sah, schildert das kraniopädische Verfahren von Samoa wie folgt: „Während der ersten zwei oder drei Tage nach der Geburt verwendete die Pflegerin viel Aufmerksamkeit auf den Kopf des Kindes, damit er den Begriffen von Schicklichkeit und Schönheit entsprechend umgeformt werde. Das Kind wurde auf den Rücken gelegt und der Kopf mit drei flachen Steinen umgeben. Einer davon wurde hart an den Scheitel des Kopfes und einer an jeder Seite angebracht. Die Stirn wurde dann mit der Hand niedergedrückt, um sie abzuplatten. Auch die Nase wurde sorgfältig abgeplattet. Unsrer ‚Bootsnasen‘ (canoe noses), wie sie sie nennen, sind nach ihren Begriffen Schönheitsfehler.“ Weitere Angaben aus späterer Zeit macht dann u. a. KUBARY<sup>2</sup> über die Kraniopädie der Samoaner und auch aus seinen Untersuchungen geht hervor, daß das psychologische Motiv dabei der nationale Schönheitsbegriff war, der hauptsächlich darauf ausging, kurze Kopfformen zu erzielen und langköpfige als häßlich auszumerzen. Die samoanische Prozedur war aber im Vergleich zu den amerikanischen Verfahren so milde, daß die mechanische Wirkung derselben jedenfalls nicht sehr erheblich sein konnte, und

---

<sup>1</sup> GEORGE TURNER, *Samoa a hundred Years ago and long before*, S. 79 und 80.

<sup>2</sup> A. KRÄMER, *Die Samoainseln*. II. S. 53.

KUBARY sagt denn auch geradezu: „die Resultate der Operation waren manchmal sehr imaginär“.

Endlich möge hier noch, als letztes Beispiel der zahlreichen hierher gehörigen Fälle, die in Buool (Nord-Celebes) geübte Kraniopädie erwähnt werden, über die wir durch Baron VAN HOEVELL<sup>1</sup> besonders genau unterrichtet sind, und die dort, sowie in einigen anderen Landschaften von Celebes, auch heute noch geübt wird. Die wesentlichen, hier zur Deformation benutzten Inventarstücke bestehen in einem trogartigen Lager für das Kind, einem wattierten, mit Schnüren auf die Stirn des Kindes niedergebundenen Brettchen, durch das der Kopf in einer nach hinten überhängenden Lage fest niedergedrückt wird, und endlich, abgesehen von den zum Gegendruck und zur Befestigung des kindlichen Körpers dienlichen Stücken, in einer auf die Brust niedergebundenen Platte aus Sagobast. „In ein solches Folterwerkzeug nun werden die jungen Erdenbürger Buools drei bis sieben Tage nach der Geburt gebettet, wobei dann das Brustbrett zugleich angelegt wird. Das Kopfbrett dagegen erst 14 Tage nach der Geburt.“ — „Diese Folterung wird solange fortgesetzt, bis das Kind sitzen kann, also reichlich ein halbes Jahr lang. Wenn es nur während kürzerer Zeit geschehen würde, würden Stirn und Brust wieder die normale Form annehmen. Um Mitternacht und Mittags wird das arme Wesen zeitweilig aus seinen Banden befreit.“ — „Bei Knaben wird das Stirnbrettchen nicht immer, die Brustplatte dagegen stets angewandt; bei Mädchen aber immer beides, um zur Verschönerung und damit zur Erhöhung ihres Wertes bei der Verheiratung beizutragen. Denn nur aus Schönheitsrücksichten wurde die Prozedur vorgenommen.“

Die Deutung, die VAN HOEVELL nach seinem Gewährsmann, D. F. BAUERMANN, der in Buool geübten Kraniopädie gibt, wird in eigentümlicher Weise durch die weitere Bemerkung kompliziert: „Übrigens fällt die beabsichtigte ‚Verschönerung‘ gar nicht so sehr ins Auge, es sei denn, daß man speziell darauf achte. Trügen die Männer keine Kopftücher und zeigten die Frauen außerhalb des Hauses sich nicht stets verhüllt, dann würde das Ergebnis gewiß auffälliger sein.“ — Dieser Umstand, die Verhüllung der gewonnenen Deformation durch die Kopfbedeckung, läßt es fraglich erscheinen ob hier das sexuell-ästhetische Motiv das einzige und ursprüngliche

<sup>1</sup> Baron G. W. W. C. VAN HOEVELL, Über das Abplatten des Schädels und der Brust in Buool (Nordküste von Celebes), in: Internat. Archiv für Ethnographie Bd. VI. S. 190 ff. 1893. — Dort ist auch der zur Deformation benützte Apparat abgebildet.

der kraniopädischen Prozedur sei, oder ob es nicht später erst in der Volksmeinung an Stelle eines andern, jetzt in Vergessenheit geratenen, getreten sei. Auch wäre es denkbar, daß die landesübliche Kopfbekleidung erst ein sekundäres, zeitlich jüngeres Element bilde, während die Sitte, den Kopf aus ästhetischen Motiven zu deformieren, noch aus einer älteren Zeit herrührte, wo der Kopf unverhüllt gehalten wurde, die Deformation also sichtbar und augenfällig blieb. Und auch damit sind nicht alle Möglichkeiten erschöpft.

Wir wollen aber nunmehr die Kraniopädie mit dem Hinweis darauf verlassen, daß ihr an den verschiedenen Orten ihres Vorkommens nicht ein und derselbe Gedanke, sondern vielmehr eine ganze Gruppe heterogener psychologischer Motive zugrunde liegt, unter denen dasjenige der sexuellen Ästhetik, d. h. der Steigerung der Körperschönheit, nur an einzelnen Lokalitäten deutlich erkennbar hervortritt.

---

## Fünfte Vorlesung.

Die echte Tatauierung. — Herkunft und Schreibung des Wortes „tatauieren“. — Die Tatauierung als Pubertätszeichen auf Tahiti und Nukahiwa. — Das „Moko“ auf Neu-Seeland. — Die Rußtatauierung der Eskimo und Nordasiaten.

Schon am Beispiel der Frauenmästung und der verschiedenen Formen der Kraniopädie haben wir gesehen, daß der diesen seltsamen Sitten zugrunde liegende Gedankengang keineswegs durch alle ethnischen Gebiete hindurch derselbe ist.

Ganz ebenso vielgestaltig stellt sich uns nun auch die psychologische Motivierung anderer Formen der „Körperversierung“ dar. Wenn wir daher hier den Versuch machen wollen, die auffälligsten Erscheinungen dieser Art auf die ihnen zugrunde liegenden psychologischen Motive zu untersuchen, so hätten wir nacheinander zu betrachten:

- A) Verfahren, welche die äußeren Körpergewebe in Substanz beschlagen und deren Form dauernd oder zeitweilig verändern.

- I. Verfahren, welche die allgemeine Hautdecke zum Gegenstand haben:
- a) Die Tatauierung.
    1. Die Tatauierung durch Akupunktur (echte Tatauierung).
    2. Die Tatauierung mittels Fadenzug (Wyschiwatj).
  - b) Die Anlage von Zeichnungen mittels Keloid-Narben.
- II. Verfahren, welche bestimmte Epidermoidalgewebe betreffen.
- a) Die Behandlung der Haare durch Schnitt, Rasieren oder Sengen.
    1. Die Behandlung der Kopfhaare.
    2. Behandlung des Bartes.
    3. Die Behandlung der übrigen Körperhaare.
  - b) Die Behandlung der Fingernägel.
  - c) Die Behandlung der Zähne durch Zufeilen oder Ausschlagen.
- B) Verfahren, die nur die natürliche Färbung der äußeren Körpergewebe dauernd oder zeitweilig verändern:
- a) Färbung der allgemeinen Hautdecke durch Schminken und Bemalen.
  - b) Färben der Haare.
  - c) Färben der Nägel.
  - d) Färben der Zähne.

Wir beginnen mit dem Tatauieren, gewöhnlich in der ethnographischen Literatur als „Tätowierung“ oder „Tättowierung“ bezeichnet. Man belegt mit diesem Namen bekanntlich die verschiedenen ethnisch-chirurgischen Verfahren, bei denen die Haut in bestimmter Anordnung durch Einstiche verletzt und in die Stichwunden farbige Pigmente eingerieben werden, die dann in die Haut einheilen und dadurch bleibende Zeichnungen verschiedenen Umfangs und verschiedener Muster liefern. Wir haben hier eine sprachliche Bemerkung zunächst vorzuschicken.

Der Ausdruck „Tatauieren“ stammt ursprünglich aus dem klassischen Gebiet der Tatauierung überhaupt, nämlich aus Polynesien, und zwar ist die erste sprachliche Form, die für dieses Verfahren in Europa bekannt wurde, diejenige von Tahiti gewesen. Sie ist als „Tattowing“ durch JAMES COOK<sup>1</sup> ins Englische, und durch

<sup>1</sup> J. HAWKESWORTH, An Account of a Voyage round the World in the years 1768, 1769, 1770 and 1771 by Lieutenant James Cook. Vol. II. S. 189 (1773).

COOKS Reisebegleiter GEORG FORSTER<sup>1</sup> ins Deutsche eingeführt worden. FORSTER sagt nämlich:

„Eine andere Operation, zu welcher sich die Jugend beiderlei Geschlechts bequemen muß, ist das Einpunktieren gewisser schwarzer Flecke auf den Lenden, bisweilen auch an den Armen und Seiten. Das Instrument, womit diese Zeichen gemacht werden, hat, in Form eines engen Kammes, viele feine Zähne, und heißt: *Euwi-Tattatau*; das zweite zu dieser Operation erforderliche Werkzeug ist ein hölzerner Spatel, dessen oberes Ende etwas keulenförmig, ungefähr fingerdick, zuläuft, und mit welchem auf das dem Kamm ähnliche Instrument sachte geklopft wird, um die Zähne desselben durch die Haut zu treiben. Dieser Spatel heißt *Tatà-e*, und dient zugleich zum Umrühren der schwarzen Farbe, oder *Arahoà-tattau*. Die Bogen (d. h. die bogenförmigen Zeichnungen), welche auf den Hintern zu stehen kommen, werden *Awari* genannt, die große Masse von schwarzer Farbe, oder ein sehr breiter schwarzer Streif unter jenen Bogen, heißt *Taumarro*; bei den Frauenspersonen werden die Bogen, welche zugleich die ehrenvollen Merkzeichen ihrer Mannbarkeit sind, *Toto-Huwa* genannt. Die Priester haben das ausschließliche Vorrecht, auch diese Operationen zu verrichten, und erhalten dafür eine Belohnung an taheitischem Zeuge, Hühnern, Fischen, und, seitdem die europäischen Waren gangbar geworden sind, auch wohl an Nägeln und Glaskorallen.“

Sie haben in dieser Schilderung FORSTERS, die allerdings durch diejenige COOKS<sup>2</sup> noch in manchen Punkten ergänzt und erweitert wird, die klassische Stelle für die Sitte des Tatauierens in Polynesen und gleichzeitig ein Beispiel ihres Zusammenhanges mit dem Geschlechtsleben, speziell in der Form der Verwendung der Tatauierung als Zeichen der eingetretenen Mannbarkeit der Mädchen. Diese Verwendung wird auch noch durch eine von FORSTER<sup>3</sup> erzählte Anekdote hübsch illustriert:

„Als wir uns zum zweiten Male in Raietea aufhielten, besuchte uns Boba, der oberste Erih von O-Toha, fast täglich. Einst, als er an Bord unseres Schiffes war, und seine Schwestern in einem Kahne ebenfalls auf das Schiff zusteuern sah, zeigte er mir die jüngste, und verlangte, ich möchte, wenn sie aufs Verdeck käme, zu ihr sagen: *Weheine-puwa*, dies tat ich, ohne zu wissen, was die Folge sein könnte; sogleich hob die ältere Schwester der jüngeren die Kleider auf, und zeigte, daß sie — mannbar wäre. Nachdem sie diese Zeremonie zwei- bis dreimal wiederholt hatte, wollte sie es nicht noch eihmal tun. Ich erkundigte mich hierauf genauer nach der Bedeutung dieser Handlung, konnte aber nur soviel erfahren, daß es auf diesen Inseln eine Art von Unehre sei,

<sup>1</sup> GEORG FORSTER, Johann Reinhold Forsters Bemerkungen über Gegenstände der physischen Erdbeschreibung, Naturgeschichte und sittlichen Philosophie auf seiner Reise um die Welt gesammelt. Berlin, 1783. S. 483.

<sup>2</sup> J. HAWKESWORTH, An Account of a Voyage round the World etc. by Lieutenant James Cook, Vol. II, S. 189 u. 199 (London 1773).

<sup>3</sup> G. FORSTER, Johann Reinhold Forsters Bemerkungen usw. S. 374.

noch nicht manbar zu sein (oder, wenn man es ist, nicht dafür gehalten zu werden). Sobald nun die Zeichen der Mannbarkeit vorhanden sind, müssen sich alle Mädchen zu einer äußerst schmerzhaften Operation bequemen, und breite, bogenförmige Streifen auf den Lenden einpunktieren oder *tattauieren* lassen. Diese schwarzen Streifen werden als Ehrenzeichen angesehen; vielleicht weil es ein Vorzug ist, zur Fortpflanzung tüchtig zu sein. Wirft man daher einem Mädchen vor, daß sie diese Zeichen noch nicht besitze, so leidet es ihre Ehre nicht, den Spötter bei seiner irrigen Meinung zu lassen. Er muß durch den Augenschein überführt werden. Den Ursprung dieser seltsamen Gebräuche konnte ich nicht ergründen; begnügte mich also vor der Hand, die Sache selbst wenigstens aufzuzeichnen.“

Soweit GEORG FORSTER, der also, wie Sie sehen, bereits die Form „tattauieren“ gebildet hat, die der Aussprache nach genau der von COOK gebrauchten, englischen Form „tattoo“ entspricht. Durch mißverständliche lautliche Deutung der COOKSchen Form „tattoo“ ist dann später im Englischen die Form „tattoo“ entstanden, der aber nicht mehr die Aussprache „tätau“, sondern „tättu“ entspricht. Dieser ist dann das französische „tatouer“ nachgebildet, während die nachmalige deutsche Form „tättowieren“ sich an das alte englische „tattoo“ orthographisch anlehnt, ihm aber nicht die richtige deutsche Aussprache „tattau“ sondern die unrichtige „tättow“ zugrunde legt. Dr. KRÄMER,<sup>1</sup> der neuerdings die Frage der richtigen Schreibung ausführlich erörtert, hat sich für die Form „tatauieren“ entschieden, die auch wir annehmen, da sie der alten FORSTERSchen „tattau“ am nächsten kommt und sich von ihr nur durch die Weglassung des einen — im Grunde überflüssigen — der beiden „T“ unterscheidet.

In ähnlicher Weise, wie uns auf Tahiti gewisse Formen der Tatauierung als soziales Symbol der Mannbarkeit der Mädchen entgegentritt, sehen wir sie auch auf den Palau-Inseln verwendet, wie KUBARY<sup>2</sup> konstatierte:

„Sobald das Mädchen Umgang mit Männern pflegt, trachtet sie die unentbehrliche „telengekel“-Tätowierung zu erwerben, weil ohne diese kein Mann sie ansehen würde. Diese besteht aus einem den Mons veneris ausfüllenden Dreiecke, dessen äußerer Umriß aus der einfachen „greel“-Linie besteht. Der innere Raum wird dann „oguttum“, d. i. gleichmäßig schwarz ausgefüllt und die nach oben gerichtete Basis des Dreiecks erhält eine „blasak“-Umsäumung.“

Bemerkenswert ist ferner, daß auf den Palausinseln nicht, wie auf Tahiti und anderen polynesischen Archipelen, die Priester oder überhaupt Männer, sondern Frauen das Tatauieren berufsmäßig

<sup>1</sup> A. KRÄMER, Die Samoainseln usw. II. S. 64 u. 65.

<sup>2</sup> J. S. KUBARY, Das Tätowieren in Mikronesien, speziell auf den Carolinen, in: W. JOEST, Tätowieren usw. S. 75.

besorgen. Dies wird auch aus älterer Zeit, zu Ende des 18. Jahrhunderts, durch KEATE<sup>1</sup> bestätigt:

„Männer und Frauen waren tatauiert (am Körper punktiert), oder, wie sie es nennen, „melgotiert“. Diese Operation wurde, wie unsere Leute bemerkten, erst in einer gewissen Zeit der Jugend vorgenommen; sie sahen kein männliches oder weibliches Kind in dieser Weise gezeichnet. — Die Tatauierung (die Kunst den Körper zu punktieren) war ebenfalls ihrer (d. h. der Palaufrauen) Geschicklichkeit anvertraut; und die Frauen, die sich dieser Tätigkeit widmeten, wurden „tackelbis artail“ oder „Künstlerinnen“ genannt.“

Auf den Samoainseln<sup>2</sup> bildete in früherer Zeit die Tatauierung für die jungen Männer das Symbol des erreichten Mannesalters und der damit verbundenen sozialen und sexuellen Rechte:

„Solange ein Mann nicht tatauiert war, wurde er als minorenn betrachtet. Er konnte nicht ans Heiraten denken und war beständigen Sticheleien und Spottreden ausgesetzt, als ein armer und niedriggeborner Mann, und als einer, der noch kein Recht hatte, in der Gesellschaft der Männer mitzureden. Aber sobald er tatauiert war, trat er in den Stand der Majorität und schrieb sich das Recht auf die Achtung und die Privilegien zu, die den Jahren der Reife zukommen. Wenn daher ein junger Mann sechzehn Jahre alt wurde, waren er und seine Verwandten ängstlich darauf bedacht, daß er tatauiert würde. Er sah sich nunmehr danach um, wo etwa ein junger Häuptling tatauiert würde, dem er sich anschließen könnte. Bei solchen Anlässen wurden gelegentlich ein halbes oder ganzes Dutzend junger Männer gleichzeitig tatauiert und für diese konnten dann vier oder fünf Tatauierer in Funktion treten.“

Auch auf den Marquesasinseln, speziell auf Nukahiwa, bildete die Tatauierung, wenigstens für die Männer, die Pubertätsweihe, und ihr Beginn war daher einer der wichtigsten Abschnitte des Lebens, dem auch ein mystischer Charakter zukam. Auf Nukahiwa wurde die Tatauierung bei Männern, die reich genug waren, um sich dem kostspieligen Verfahren im ganzen Umfange unterziehen zu können, weiter getrieben, als irgendwo sonst in Polynesien und nahm daher da, wo sie vollständig durchgeführt wurde, dreißig oder vierzig Jahre in Anspruch. „Während unseres Aufenthaltes auf dieser Insel,“ erzählt VON LANGSDORFF, „wurde der Sohn des Chefs Katanuah tatauiert. Er ward in dieser Absicht, als das Kind eines Vornehmen des Landes, in einem besonderen Hause, auf mehrere Wochen, so lange die Tatauierung dauerte, abgesondert, und war *tahbu*; d. h. er durfte nicht ausgehen und auch von niemand, außer den Personen, die von dem *Tahbu* ausgeschlossen sind, wozu z. B. der

---

<sup>1</sup> G. KEATE, Relation des Iles Pelew, II. S. 186, 205 u. 262.

<sup>2</sup> G. TURNER, Samoa a hundred Years ago and long before, S. 88 u. 89.

Vater gehört, besucht werden. Allen Weibern, auch sogar der Mutter, ist der Zugang zum Kandidaten verweigert.“

Der weitere Verlauf der langwierigen Operation interessiert uns hier nicht; wie weit dieselbe getrieben wurde, beweisen die

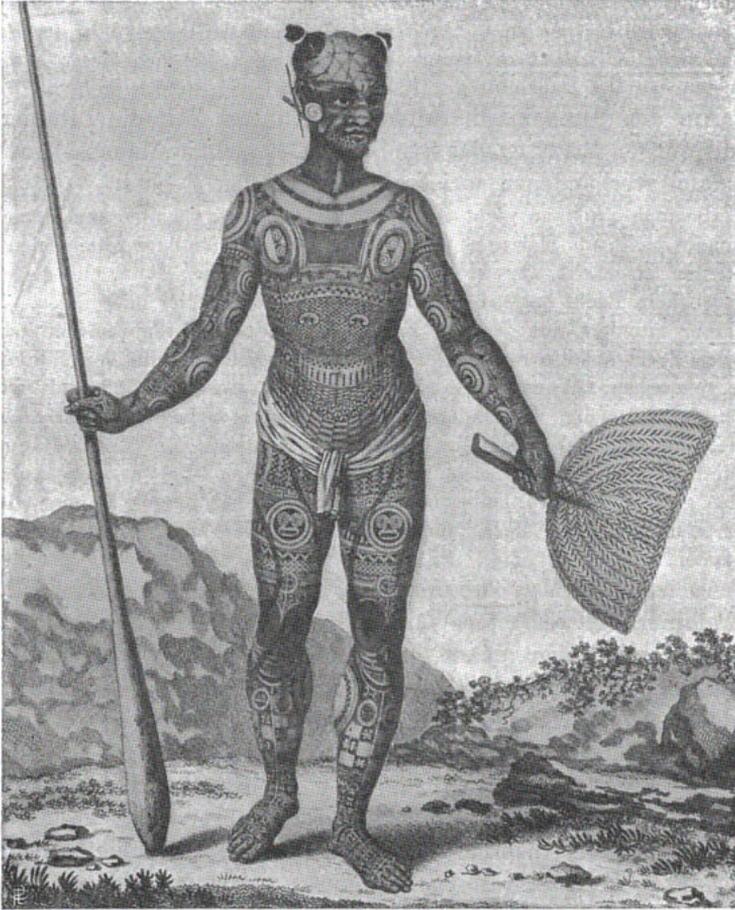


Fig. 13. Tatauierung eines ca. 30 jährigen Bewohners von Nukahiwa.  
(Nach VON LANGSDORFF.)

allbekanntesten Figuren in VON LANGSDORFFS<sup>1</sup> (s. Fig. 13) und VON KRUSENSTERN'S Reisewerken. VON LANGSDORFF erzählt:

<sup>1</sup> G. H. VON LANGSDORFF, Bemerkungen auf einer Reise um die Welt in den Jahren 1803 bis 1807. I. S. 101 ff.

„Wir sahen einige bejahrte Männer vornehmen Standes, die so sehr über und über punktiert waren, daß man kaum mehr die Zeichnung der Figuren unterscheiden konnte, wodurch der Körper ein ganz negerartiges Ansehen erhielt. Dieses ist nach hiesigen Begriffen ein hoher Grad von Vollkommenheit des Körperschmucks, wahrscheinlich weil er kostbar ist, und die Ausgaben der vielen Schweine, die unmittelbar mit denselben verbunden sind, einen wohlhabenden Mann verraten.“ — „Die Punktierung der minder bemittelten Personen geschieht in gemeinschaftlichen, besonders dazu eingerichteten Tahbhäusern, die den Tatuirmeistern zugehören und gleichsam als Pensionsanstalten oder als Tatuierwerkstätten anzusehen sind. In einer jeden solchen Wohnung, deren ein Tatuierer, welcher uns öfter an Bord besuchte, drei besaß, können acht bis zehn Personen auf einmal aufgenommen werden, die dann verhältnismäßig für das ihnen anzupunktirende Kleid, je nachdem die Figur mehr oder minder mühsam und künstlich ist, bezahlen müssen.“

Eine besondere soziale Rangstufe, abgesehen von der durch den größeren oder geringeren Reichtum gegebenen, wurde durch den größeren oder geringeren Umfang der Tatauierung nicht bedingt:

„Nach Versicherung unserer Dolmetscher besteht weder in der Punktierung im allgemeinen, noch auch in der Zeichnung der einzelnen Figuren, ein Vorrecht oder eine Auszeichnung. Wer den Tatuiermeister gut belohnt, erhält einen, der Bezahlung entsprechenden Hautschmuck.“

Immerhin ist zur richtigen Würdigung der für Nukahiwa gültigen Sachlage der Umstand von Bedeutung, daß erstlich die Tatauierung der Frauen sich in viel bescheideneren Grenzen hielt, als die der Männer, und daß sie ferner für gewöhnlich ohne jedes Zeremoniell vorgenommen wurde.

„Sonderbar genug, daß die reichen Männer ihre Schönheit in ein negerartiges Aussehen, die Weiber hingegen in die Erhaltung ihrer natürlichen weißen Farbe setzen. Die Weiber sind in Nukahiwa nur wenig tatuirt, und unterscheiden sich dadurch von allen anderen Bewohnerinnen der Südsee.“ — „Die Punktierung der Weiber geschieht nicht, wie die der Knaben und Männer, in einem Tahbuhause, sondern ohne alle Zeremonie, in ihrem eigenen, im Beisein ihrer Anverwandten, oder wo es ihnen gefällig ist. — Zuweilen veranstaltet ein reicher Insulaner aus Großmut, Ehrgeiz oder Liebe, zu Ehren seiner Frau ein Gastmahl, welches im Schlachten eines Schweines besteht; er läßt derselben bei dieser Gelegenheit ein Armband, Ohrläppchen oder sonst ein beliebiges Zeichen tatuieren, und macht seinen eingeladenen Freunden und Freundinnen die Ursache des Schmauses bekannt, welche dann nach einiger Zeit diese Höflichkeit eben so erwidern, indem sie nämlich ihrer Geliebten dieselbe Figur von der Frau ihres Freundes punktiren lassen. Dies ist eine von den wenigen Gelegenheiten, bei welchen Weiber Schweinefleisch zu essen bekommen“ (VON LANGSDORFF, l. c.).

Wir dürfen die Archipele des Stillen Ozeans nicht verlassen, ohne noch einen flüchtigen Blick nach Neuseeland zu werfen, das eines der klassischen Gebiete der Tatauierung war, als die Europäer

zuerst genauer damit bekannt wurden. Die Eigenart der dort durch die Tatauierung gewonnenen Körperverzierungen hat nicht nur sämtliche Reisende früherer Zeiten veranlaßt, sich mehr oder weniger eingehend damit zu beschäftigen, sondern als tatauierte Maoriköpfe ein gesuchtes Objekt der ethnographischen Sammlungen Europas zu werden begannen, entwickelte sich sogar ein scheußlicher Handel

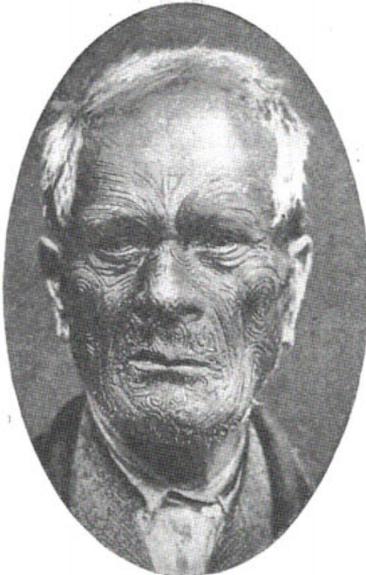


Fig. 14. Gesichtstatauierung eines Neuseeländers. (Nach ROBLEY.)

ganz eigener Art, indem nicht nur die getrockneten Köpfe von im Kriege gefallenen Maori zu vorteilhaften Preisen oder im Tausch gegen europäische Artikel an Museen und Sammler verkauft wurden, sondern es begannen förmliche Raubzüge zur Erbeutung tatauierter Köpfe, und die Häuptlinge ließen ihre sonst nach Landessitte nicht tatauierten Sklaven tatauieren, um sie nachher zu töten und ihre Köpfe zu verkaufen oder gegen europäisches Kriegsmaterial, Flinten und Munition, zu vertauschen. In nicht wenigen Fällen wurden die Köpfe der auf diese Weise tatauierten Sklaven den Europäern vorgezeigt und angeboten, während sie noch auf dem Rumpfe ihrer lebenden Eigentümer saßen.

Die neuseeländische Tatauierung oder das „Moko“, wie ihre Maori-Bezeichnung lautet, ist vom englischen Generalmajor ROBLEY zum Gegenstand einer besonderen Monographie<sup>1</sup> gemacht worden, in der er nicht nur eine Reihe von ethnographischen und anderweitigen Daten aus der Litteratur, naturgemäß vorwiegend der englischen, zusammentrug, sondern auch reichliche Proben der verschiedenen, durch das Moko erzielten Muster bei beiden Geschlechtern in Abbildungen vorführt (Fig. 14). Ich ziehe aber vor, Ihnen statt allen weiteren Details die schlichte Schilderung zu zitieren, die ERNST DIEFFENBACH<sup>2</sup> vom Moko entwirft und die alle für unsere Zwecke wichtigen Punkte mit hinlänglicher Ausführlichkeit berücksichtigt. Sie lautet übersetzt:

<sup>1</sup> ROBLEY, Moko; or Maori Tattooing, London 1896.

<sup>2</sup> E. DIEFFENBACH, Travels in New Zealand; 1841. II. S. 33—36.

„Sobald der Knabe herangewachsen ist, nimmt er an den Beschäftigungen der Männer Teil und sucht sich durch kriegerische Taten einen Namen zu machen. Jetzt erhält er die Tatauierung, eine Operation, die längere Zeit in Anspruch nimmt und in Zwischenräumen ausgeführt wird. Der *Tohunga* (d. h. Priester) ist mit dieser Operation betraut; aber nicht jeder derselben ist imstande, sie auszuführen. Einige der besten Meister der Kunst sind Sklaven und die Leute des Waikatostammes sind berühmt wegen der vollendeten Ausführung der Muster.<sup>1</sup> Die Tatauierung oder das ‚Moko‘, wie sein eingeborner Name lautet, wird entweder mit einem scharfen Vogelknochen oder mit einem kleinen Meißel, ‚uhi‘ genannt, ausgeführt. Der Kandidat für diese Auszeichnung legt seinen Kopf auf die Knie des Operateurs, der den Meißel mit der Hand in die Haut einsticht. Jedesmal wird der Meißel in eine Farbmase eingetippt, die ‚narahu‘ heißt und durch Verkohlung von Kaurifichtenharz gewonnen wird; nach jedem Einstich wird das Blut weggewischt. Die Personen, die operiert werden, lassen sich nie den leisesten Schmerzenslaut entlocken, und nachdem die Entzündung vorüber ist, erscheinen die Narben regelmäßig und rein in dunkler Farbe. Den schmerzhaftesten Teil der Operation bildet die Tatauierung der Lippen.“

„Das Moko ist bei allen Stämmen gleich<sup>2</sup> und bildet nicht, was man das ‚Wappen‘ (arms) eines Individuums nennen könnte, auch wird es nicht als Belohnung für Taten der Tapferkeit verliehen. Wenn die Eingebornen Anlaß hatten, bei ihren Verhandlungen mit den Europäern Urkunden zu unterzeichnen, so pflegten sie als ihre Unterschrift einen Teil ihres Moko oder ein anderes Muster auf das Dokument zu zeichnen.“

„Das Moko ist keine obligatorische Zeremonie, sondern jeder kann sie ganz nach Gutdünken vornehmen lassen oder nicht. Auch ist es in vielen Fällen nicht vollständig, sondern bleibt oft unvollendet. Sklaven werden nicht tatauiert, wenn sie als Kinder in Gefangenschaft gerieten; auch wird die Operation an ihnen in den Fällen nicht zu Ende geführt, wenn sie schon zum Teil angefangen war.“

„Das vollständige Moko umfaßt das Gesicht, das Gesäß und die Vorderfläche der Oberschenkel bis oberhalb der Knie. Die ersten Linien werden von den Nasenflügeln zum Kinn gezogen. Alle die verschiedenen Teile des Moko haben Namen. Sie bestehen im allgemeinen aus geschwungenen oder spiralförmigen Linien.“<sup>3</sup>

„Den Mädchen werden, sobald sie mannbar werden, die Lippen mit horizontalen Strichen tatauiert; rote Lippen<sup>4</sup> zu haben, gilt für eine Frauensperson als ein großer Schimpf. In vielen Fällen bleibt bei Frauen die Ope-

<sup>1</sup> Die Farbe der Mokomuster ist blauschwarz.

<sup>2</sup> Individuelle und regionale Varianten in der Anlage der Mokomuster waren aber namentlich im Gesicht häufig, während die große, auf den Hinterbacken angebrachte Spirale viel schablonenhafter gehalten war.

<sup>3</sup> Hier folgen im Text die Ausdrücke der Maorisprache für die einzelnen Züge der Tatauierung.

<sup>4</sup> Durch die Tatauierung, die zuweilen auch die Innenseite der Lippen beschlug, erschienen diese dunkelblau.

ration auf diese Linien beschränkt, häufiger aber wird auch das Kinn tatauiert, namentlich beim Waikatostamme, ebenso der Raum zwischen den Augenbrauen, was der Tatauierung der modernen Ägypterinnen ganz ähnlich sieht: in einigen seltenen Fällen erstreckt sich die Tatauierung über die Mundwinkel; ich habe sogar eine Frau gesehen, deren ganzes Gesicht tatauiert war.<sup>1</sup>

„Die allgemeine Wirkung der Tatauierung ist die, daß das Gesicht einen starren, unveränderlichen Ausdruck erhält: es läßt die Anzeichen des Alters nicht so früh sichtbar werden, als es sonst der Fall wäre, aber es sieht nicht so schreckenerregend aus, wie es von einigen Reisenden geschildert wurde. Den Frauen dagegen verleiht die Tatauierung der Lippen ein fahles, leichenhaftes Aussehen, das ihnen sicher nicht zum Vorteil gereicht.“

So weit DIEFFENBACH! Fassen wir nun diese und andere Nachrichten über die neuseeländische Tatauierung zusammen, so ergeben sich für diese etwa folgende wesentliche Gesichtspunkte:

1. Die Tatauierung wurde bei beiden Geschlechtern und zwar im Pubertätsalter vorgenommen, trug also zunächst den Charakter eines Reifezeugnisses. In dem Umfange, der dem Moko jeweilen gegeben wurde, bestand dagegen ein sehr bedeutender Unterschied zwischen beiden Geschlechtern, indem die Männer, wie auf Nukahiwa und anderwärts, sich viel ausgiebiger tatauieren ließen als die Frauen.

2. Der Besitz des vollständig durchgeführten Moko bildete ein Vorrecht des freien Standes, vor allem der Krieger; Sklaven blieben vom Moko ausgeschlossen. An einzelnen Orten kamen allfällige Rangunterschiede im Umfange der Mokomuster zum Ausdruck.

3. Das sexuell-kosmetische Element wird beim Moko durch die quantitativen Unterschiede seiner Anlage bei Männern und Frauen und durch das Bestreben der Männer, durch eine schöne Tatauierung den Frauen zu gefallen, angedeutet. Ebenso wichtig war aber die Rolle des Moko als Ausdruck vollkommener Männlichkeit, sozialen Ranges und kriegerischen Ansehens.<sup>2</sup>

4. Trotzdem die Ausführung der Tatauierung eigentlich eine Obliegenheit der *Tohunga* oder Priester bildete, ist dennoch ein mystisch-religiöses Element beim Moko nicht erkennbar; im Gegenteil konnte es auch von Laien, sogar von Sklaven ausgeführt werden.

<sup>1</sup> Auch Tatauierung der Lenden oder der Waden bei Frauen kam vor, bildete aber eine seltene Ausnahme.

<sup>2</sup> „To have fine tattooed faces was the great ambition among men both to render themselves attractive to the ladies and conspicuous in war.“ — (ROBLEY, Moko, S. 26.)

5. Seltsamerweise waren die *Tohunga* oder Priester selbst vom Moko ausgeschlossen, so daß die Tatauierung sich bei ihnen auf einen kleinen Fleck über dem rechten Auge beschränkte.<sup>1</sup>

Bevor wir nun die polynesischen Archipele und ihre endlose Musterkarte von Tatauierungen endgültig verlassen, müssen wir noch erwähnen, daß auf einigen Inseln, wo die Tatauierung geübt wurde, deren Beziehungen zur Geschlechtssphäre deutlicher, als in den bisher geschilderten Fällen hervortreten, indem zuweilen, wie auf Tonga, auch die männliche Eichel, oder wie früher auf Yap, auch die weibliche Scham und ihre nächste Umgebung der Tatauierung unterworfen wurde. Das ursprüngliche psychologische Motiv dieser spezifischen Tatauierungen ist jedoch nicht mehr mit Sicherheit zu erkennen: wir wissen nicht, ob diese Teile dadurch verdeckt werden oder ob im Gegenteil die Aufmerksamkeit durch das Tataumuster auf sie gelenkt werden sollte, oder ob mit dieser lokalisierten Tatauierung irgend ein mystisch-abergläubisches Moment verbunden war.

Wir wenden uns nun kurz zu einer andern Form der Körperverzierung, die im Prinzip mit der polynesischen Tatauierung übereinstimmt, insofern als auch sie in der Einbringung und Einheilung farbiger Pigmente in absichtlich gesetzte Stichwunden besteht, sich aber in bezug auf die eingehaltene Technik etwas davon unterscheidet. Dies ist die Rußtatauierung der Eskimo und Nordasiaten. Da, wo sie in typischer Weise gehandhabt wird, besteht sie darin, daß ein mit Tran getränkter und mit Lampenruß geschwärzter Faden mittels einer Nadel in regelmäßigen Abständen durch die Haut gezogen wird. Der beim Durchziehen an den Wundrändern abgestreifte Ruß bleibt im Stichkanal zurück und heilt in die Haut ein. Durch die regelmäßig gestellten Rußpunkte werden bestimmte dunkelfarbige Muster produziert.

Die ersten Missionare, die sich unter den Eskimos von Grönland niederließen, wurden dort bald mit einer eigentümlichen Verzierung der Haut bei den Grönländerinnen bekannt, die HANS EGEDE, der einstige Bischof von Grönland, folgendermaßen beschreibt:<sup>2</sup>

„Es ist auch noch ein gewisser anderer Schmuck unter denen grönländischen Frauenspersonen gebräuchlich, da sie nämlich zwischen die Augen, am Halse, an denen Armen, Händen, und sogar an denen Schenkeln schwarze Linien mit

<sup>1</sup> ROBLEY, Moko usw. S. 25: „Priests, it seems, were either exempt or forbidden the tattoo. — The *tohungas* or priests, had only a small patch of moko over the right eye“ (S. 26).

<sup>2</sup> HANS EGEDE, Beschreibung und Naturgeschichte von Grönland, 1763. S. 153.

einer Nadel und einem geschwärzten Faden machen, die sie nachher ziehen: und ohnerachtet uns dergleichen Putz ziemlich mißfällig vorkömmt, so behauptet man doch in dem Lande, daß nichts zierlicher sei, als dieses. Wenn eine Frauensperson kein auf diese Art eingefabtes Gesicht hat, sagt man, daß ihr Kopf in einen Fischtrantopf werde verwandelt, und unter die Lampe gesetzt werden, wann sie in den Himmel, oder an den Aufenthalt derer Seelen gelangen werden.“

Auch ein Sohn des vorerwähnten Bischofs HANS EGEDE, der Probst PAUL EGEDE, der Verfasser des ersten grönländischen Wörterbuches, erwähnt darin diesen Aberglauben unter dem Stichwort:<sup>1</sup> „Ernäuserbik, der Trankübel oder das Faß, woraus der Tran fließt.“ Es heißt dort:

„Die Schädel der Weiber, die nicht unter den Augen durch Nadelstiche oder durchgezogene Fäden verziert sind, werden im Himmel zu Trangeschirren.“

Diese Notiz der beiden EGEDE erlangt ihre besondere Bedeutung erst im Hinblick auf die fundamentale Divergenz der Auffassung, die sich in der Litteratur über den ursprünglichen Charakter der polynesischen Tatauierung vertreten findet. Während nämlich WAITZGERLAND den Nachweis zu erbringen sucht, daß die Tatauierung ursprünglich eine heilige, auf mystisch-religiöser Grundlage beruhende Prozedur gewesen sei, wird ihr ein ritueller Charakter von den neueren Schriftstellern über diesen Gegenstand, O. FINSCH, KUBARY, JOEST, vollständig abgesprochen, und die polynesische Tatauierung als eine rein weltliche, lediglich durch das ästhetische, und zwar vorwiegend durch das sexuell-ästhetische Bedürfnis ins Leben gerufene Operation dargestellt. O. FINSCH sagt geradezu: „Ich sah kleine Mädchen, die noch nicht die Pubertät erreicht hatten, bereits teilweise, sogar im Gesicht, tätowiert, der beste Beweis, daß hier die Tätowierung nicht mit Geschlechtsreife und dergl. zusammenhängt, noch weniger mit Religion, wie geistreiche Kompilatoren so gern herausklügeln wollen. Es wird nachgerade Zeit, daß diese, wie z. B. von WAITZ, ‚on the fireside‘ gemachten Spekulationen der exakten Forschung an Ort und Stelle weichen, in welcher Richtung ja leider ohnehin so wenig zuverlässiges Material vorliegt.“<sup>2</sup>

Wir werden aber, um über diesen schwierigen Punkt zu einer bestimmten Ansicht zu gelangen, verschiedene Umstände allgemeiner Natur berücksichtigen müssen. Erstlich wird zu bedenken sein, daß es sich bei den sogenannten „religiösen“ Vorstellungen primitiver Völker, wie die Südsee-Insulaner früherer Zeit, nicht um ein fest-

<sup>1</sup> PAULUS EGEDE, Dictionarium Grönlandico-Danico-Latinum, 1750. S. 82.

<sup>2</sup> O. FINSCH, Tätowierung und Ziernarben in Melanesien, besonders im Osten Neu-Guineas, in: JOEST, W., Tätowieren usw. S. 41.

---

ausgearbeitetes Lehrgebäude handeln kann, das nun für jeden einzelnen Mann des Stammes das wohlmemorierte Kredo bilden würde. Vielmehr werden wir diesen Vorstellungen einen vielfach vagen, schwankenden und gewissermaßen individuellen, d. h. von Individuum zu Individuum variierenden Charakter zuschreiben müssen, während das konstante Element dabei lediglich die Tatsache des Vorhandenseins abergläubischer Vorstellungen, nicht aber deren Inhalt bildet. Und da nun, wie wir noch vielfach zu konstatieren haben werden, bei primitiven Völkern sozusagen alle, nicht völlig alltäglichen Verrichtungen des Lebens, die Jagd, der Fischfang, die Aussaat, die Gewinnung kostbarer, d. h. für den betreffenden Stamm wertvoller Mineralien mit solchen abergläubischen Vorstellungen, als dem Ausfluß animistisch-dämonologischer Anschauungen, verknüpft zu sein pflegen, so ist es auch nicht verwunderlich, wenn dies vielerorts auch für diejenigen Manipulationen der Fall ist, die den menschlichen Körper in den besonders wichtigen Phasen seines Daseins, im Leben oder nach dem Tode zum Gegenstand haben.

Es ist nun nicht zu leugnen, daß mit dem Worte „Religion“ in der Ethnologie gelegentlich ein heillos und verwirrender Unfug getrieben worden ist, indem man jeden Brauch und jede Sage, die, wenn auch in noch so flüchtiger und oberflächlicher Weise, an den allgemein vorhandenen primitiven Zauberglauben anzuknüpfen scheinen, als den Ausdruck „religiöser“ Vorstellungen behandelt. Wenn z. B., wie oben erwähnt, HANS EGEDE und sein Sohn PAUL die Tatauierung der grönländischen Frauen mit der Vorstellung verknüpft erklären, daß die Unterlassung derselben die Verwandlung der nicht tatauierten Frauenköpfe in Trankrüge nach dem Tode ihrer Besitzerinnen zur Folge habe, so wird man sich bei diesem Aberglauben nicht einen völlig feststehenden, allgemein gekannten und geglaubten Satz des alteinheimischen Glaubensbekenntnisses der grönländischen Eskimo vorstellen dürfen. Man wird vielmehr annehmen müssen, daß es sich dabei um ein von irgend jemandem zu irgend einer Zeit einmal lanziertes Kindermärchen handle, das ursprünglich bloß als Schreckmittel dienen sollte, um die kleinen Eskimomädchen für die Ertragung der keineswegs angenehmen und langwierigen Operation des Tatauierens gefügiger zu machen.

Wie wenig gerade bei den Eskimo von feststehenden Glaubenssätzen gesprochen werden kann, beweist in sehr instruktiver Weise eine Äußerung des vortrefflichen DAVID CRANZ, der sich bei dieser Gelegenheit, wie bei vielen andern, als ein so scharfsichtiger Beobachter bekundet, daß er in dieser Hinsicht auch für die reisenden

Ethnographen unserer Tage noch vorbildlich sein kann. CRANZ spricht sich über die „Religion, oder vielmehr Superstition der Grönländer“ folgendermaßen aus: „Es ist schwer, etwas Gewisses davon zu sagen, weil sie sehr unwissend, unnachdenklich, leichtgläubig und doch in ihren Meinungen sehr verschieden sind: indem ein jeder Freiheit hat, nichts oder allerlei zu glauben.“ Was nach dem Zeugnis des alten CRANZ<sup>1</sup> von den Grönländern seiner Zeit galt, gilt selbstverständlich ebensogut von Dutzenden anderer „Naturvölker“. Wenn die Reisenden sich über die Schwierigkeit beklagen, genaueres über die religiösen Vorstellungen primitiver Völker zu erfahren, so ist daran nicht nur die Erschwerung des gegenseitigen Verständnisses infolge des Mangels ausreichender Sprachkenntnisse schuld, sondern nicht zum wenigsten auch der Umstand, daß die sogenannten „religiösen“ Vorstellungen, soweit solche überhaupt vorhanden sind, ein ausgesprochen individuelles Gepräge tragen und sich daher in einem Individuum nach Inhalt und Umfang anders malen, als in einem andern. Und bei keiner Kategorie primitiv-menschlicher Begriffe und Gedanken läuft der reisende Ethnologe größere Gefahr, aus seinen Gewährsmännern mehr herauszuexaminieren, als ursprünglich darin war, indem er eben, ohne es zu wollen und zu bemerken, eine Menge von Dingen erst in sie hineinexaminiert, wie dies gelegentlich einem unvorsichtigen Arzt am Krankenbett passiert.

Wenn aber O. FINSCH (s. oben S. 76) für die von ihm besuchten Gebiete Melanesiens und Ost-Neuguineas die Beziehung der Tatauierung nicht nur zur „Religion“, sondern sogar zur Pubertät leugnet, so darf nicht vergessen werden, wie rasch gerade in den pazifischen Gebieten sich nicht nur manche alte Sitten selbst, sondern für solche, die etwa noch bestehen blieben, sogar das Verständnis für ihren ursprünglichen Zweck unter dem zersetzenden Einflusse des europäischen Verkehrs verloren haben. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Tatauierung auch in den von FINSCH erwähnten Gebieten, in denen sie jetzt anscheinend regellos schon in früher Jugend gelegentlich vorgenommen wird, ursprünglich eine Zeremonie der Pubertätsweihe war und daher auch erst beim Eintritt der Pubertät vorgenommen wurde, wie dies auf Samoa, auf den Palauinseln, auf Neuseeland und anderwärts in Polynesien der Fall war.

Ganz dasselbe gilt, wie die mustergültigen ethnographischen Untersuchungen der Amerikaner über einzelne, mit Weißen noch

<sup>1</sup> DAVID CRANZ, *Historie von Grönland*. 2. Aufl. Bd. 1. S. 253 (1770).

wenig in Berührung gekommene Eskimostämme beweisen, auch heute noch von den festländischen Eskimo. So schildert LUCIEN M. TURNER<sup>1</sup> das Verfahren der Eskimo an der Ungava-Bai, das in einfacher Punktierung der Haut besteht, wie folgt:

„Wenn ein Mädchen das Alter der Mannbarkeit erreicht hat, wird sie von einer in der Kunst (d. h. der Tatauierung) erfahrenen alten Frau an einen abgelegenen Ort gebracht und ihr die Kleider ausgezogen. Eine kleine Menge

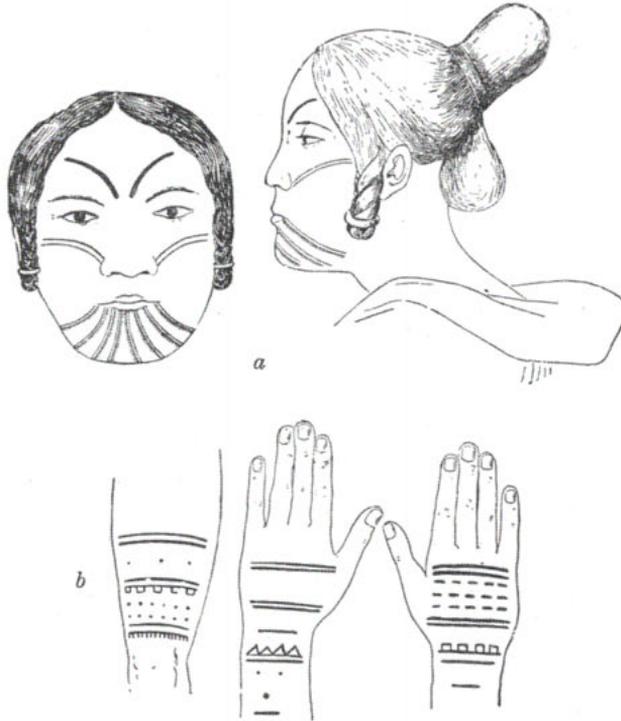


Fig. 15 a, b. Ruftatauierung der Zentral-Eskimos. (Nach BOAS.)  
a Gesichtstatauierung. b Tatauierung der Oberschenkel und Hände.

von halbverkohltem Lampendocht aus Moos wird mit Tran aus der Lampe vermischt. Mit einer Nadel wird die Haut eingestochen und die teigartige Masse über die Wunde geschmiert. Das Blut vermischt sich damit und in einem oder zwei Tagen bleibt nur ein dunkelbläulicher Fleck übrig. Die Operation wird vier Tage lang fortgesetzt. Wenn das Mädchen in ihr Zelt zurückkehrt, so weiß jedermann, daß sie angefangen hat zu menstruieren.“

<sup>1</sup> L. M. TURNER, *Ethnology of the Ungava District, Hudson Bay Territory*. In: *Eleventh Annual Report of the Bureau of Ethnology etc. 1889/90*. S. 208.

In früherer Zeit waren die durch diese Verfahren erzeugten Tatauierungen komplizierter als heutzutage und bestanden aus geschweiften Linien und Punktreihen im Gesicht, auf dem Nacken und an den Armen, sowie an den Beinen bis zur Mitte des Oberschenkels. Von den heute noch bei den zentralen Eskimos gebräuchlichen Mustern mag vorstehende Zeichnung von BOAS<sup>1</sup> einen Begriff geben (Fig. 15 a u. b).

Beiläufig wollen wir noch erwähnen, daß ähnliche Formen der Tatauierung durch in Stichwunden eingeheilten Ruß auch bei einer ganzen Reihe nordasiatischer Völker, z. B. den Ostjaken, Tungusen, Tschuktschen und Kurilen, gebräuchlich sind oder wenigstens waren. Zu den Stämmen Sibiriens, die indessen die Rußtatauierung nicht übten, gehören die Jakuten, und eine Notiz GMELINS ist bezeichnend für das Gebaren der Europäer in fremden und unterworfenen Stammgebieten: er traf auf seiner sibirischen Reise in Kasan zwei jakutische Kinder, ein Mädchen von etwa vierzehn und einen Knaben von elf Jahren, die seit drei Jahren unterwegs waren, um nach Petersburg gebracht und dort den allerhöchsten Herrschaften vorgestellt zu werden. Da man letzteren eine Probe der sibirischen Rußtatauierung vorführen wollte und doch keine Tungusen, bei denen diese Sitte üblich ist, hatte erhalten können, so waren den beiden jakutischen Kindern ohne weitere Umstände und entgegen ihrer Stammessitte tungusische Rußtatauierungen im Gesicht appliziert worden, die GMELIN<sup>2</sup> abbildet.

Da die russischen Ansiedler in Nordasien und Nordwestamerika die dort gebräuchliche Sitte des Tatauierens mittels Durchziehens von berußten Fäden als „Wyschiwatj“ (вышивать) bezeichneten, was wörtlich „ausnähen“, „sticken“ bedeutet, so mag es sich empfehlen, diesen Ausdruck für diese spezifische Art der Tatauierung beizubehalten.

Dem technischen Verfahren nach der polynesischen Tatauierung, dem verwendeten Material nach dem „Wyschiwatj“ verwandt, erscheint die Tatauierung der ägyptischen Frauen, die indessen

<sup>1</sup> FRANZ BOAS, *The Central Eskimo*, S. 561, in: *Sixth Annual Report of the Bureau of Ethnology etc.* (1884/85), Washington 1889.

<sup>2</sup> JOHANN GEORG GMELIN, *Reise durch Sibirien*, I. S. 79: „Ihr Gesicht war mit unterschiedlichen Figuren bemalt, welches sonst unter den Jakuten gar nicht üblich ist, an diesen aber deswegen war verrichtet worden, weil man keinen Tungusen, unter denen diese Mode gebräuchlich ist, hatte erhalten können, und doch dergleichen bemalte Leute waren verlangt worden.“

ausschließlich auf dem Boden der sexuellen Kosmetik erwachsen zu sein scheint (Fig. 16). LANE<sup>1</sup> schildert sie in folgenden Worten:

„Unter den Frauen der unteren Stände in den Landstädten und Dörfern Ägyptens, und auch, aber in geringerem Maße, unter denselben Schichten der Hauptstadt, herrscht eine der vorbeschriebenen<sup>2</sup> verwandte Sitte: sie besteht darin, unzerstörbare Zeichen von blauer oder grünlicher Farbe im Gesicht oder an anderen Stellen oder wenigstens am Kinn und auf dem Rücken der rechten, zuweilen auch auf dem der linken Hand, am rechten Arm oder an beiden Armen, auf der Mitte der Brust und auf der Stirn anzubringen. Die Operation



Fig. 16. Tatauierung einer Ägypterin. (Nach LANE.)

wird mittels mehrerer Nadeln (gewöhnlich sieben), die zusammengebunden sind, vorgenommen: mit diesen wird die Haut in dem gewünschten Muster punktiert; etwas Ruß (von Holz oder Öl gewonnen), der mit Milch aus der Brust einer Frau angemacht ist, wird dann eingerieben und etwa eine Woche später, bevor die Haut ganz geheilt ist, wird eine Paste aus zerquetschten, frischen Blättern von Weißrübe oder Klee darauf appliziert und verleiht den Zeichen eine blaue

<sup>1</sup> E. W. LANE, *An Account of the Manners and Customs of the Modern Egyptians* etc. I. S. 54.

<sup>2</sup> LANE bezieht sich hier auf seine vorausgegangene Schilderung der Körperbemalung mit Kohl und Henna, die wir später zu erwähnen haben werden.

oder grünliche Färbung; oder es wird etwas Indigo in die Stichwunden eingerieben, um dieselbe Wirkung auf einfachere Weise zu erreichen. Die Operation wird gemeinhin im Alter von fünf oder sechs Jahren, und zwar durch Zigeunerweiber vollzogen. Sie wird als ‚dakk‘ bezeichnet. Die meisten Frauen der höheren Teile von Oberägypten, die von sehr dunkler Farbe sind, tatauieren anstatt der vorerwähnten Teile ihre Lippen und verwandeln dadurch deren natürliche Farbe in ein düsteres bläuliches Kolorit, das in den Augen eines Fremden äußerst unschön wirkt.“

## Sechste Vorlesung.

Rituelle Narbensetzung bei der australischen Männerweihe. — Schmuck- und Trauernarben bei den Australiern, Maori und nordamerikanischen Indianern. — Narbenverzierung bei der Pubertätsweihe der abiponischen Mädchen. — Mystische Narben bei den Bantu von Kavirondo. — Brandnarben im Altertum und im modernen Indien.

Die letzte Form der absichtlichen und dauernden, durch chirurgische Verfahren erzielten Veränderungen des Hautgewebes, die wir noch erwähnen müssen, ist die in der Ethnologie als „Schmucknarben“, „Ziarnarben“ usw. bezeichnete. Sie ist vorwiegend bei Stämmen mit dunkler, natürlicher Hautfarbe, wie die Australier, Melanesier und viele afrikanische Völker, üblich und findet sich hier zu verschiedenen Zwecken teils für sich allein, teils in Verbindung mit der Körperbemalung und anderen Verfahren.

Bei der Fülle des einschlägigen Materiales müssen wir uns darauf beschränken, hier zwei Fälle von Ziarnarben anzuführen, bei denen der Zusammenhang mit der Sexualsphäre besonders deutlich hervortritt, und zwar in Form einer Pubertätsweihe.

Als erstes Beispiel wählen wir die südaustralischen Stämme in der Umgebung von Port Lincoln, über die wir durch den Missionar C. W. SCHÜRMAN<sup>1</sup> eingehend unterrichtet sind. Bei diesen Stämmen hatten deren männliche Mitglieder drei verschiedene Stadien mysteriöser Zeremonien zu durchlaufen, bevor sie endgültig in den Verband der erwachsenen Männer aufgenommen wurden.

<sup>1</sup> C. W. SCHÜRMAN, *The Aboriginal Tribes of Port Lincoln in South Australia, their mode of life, manners, customs etc.*, in: *The Native Tribes of South Australia*, Adelaide 1879, S. 231—234.

Die Weihe des ersten Grades fand im 15. Lebensjahre statt und verschaffte dem Knaben die Bezeichnung „Warrara“. Bei dieser Weihe spielten Ziernarben noch keine Rolle, weshalb wir ihr ziemlich umständliches Zeremoniell hier übergehen können. Der zweite Grad war der eines „Pardnapa“ und ward im 16. oder 17. Lebensjahr erworben. Das Wesentliche dabei war die unter Beobachtung besonderer, mit mystischem Charakter ausgestatteter Zeremonien vorgenommene Beschneidung, Schmucknarben wurden dabei noch keine gesetzt. Vielmehr bildeten diese einen wesentlichen Punkt bei der Erlangung des dritten und wichtigsten Grades, die in das 18. Lebensjahr fiel und den jungen Männern den Titel „Wilyalkinyi“ verschaffte. Soweit Ziernarben in Frage kommen, ist das Wesentliche dabei etwa folgendes: Nachdem die für die Weihe bestimmten jungen Leute, anscheinend unvorbereitet, unter dem Klagegeschrei der Weiber durch besondere Geleitsmänner oder Paten (sponsors) mit verbundenen Augen aus dem Lager weg in die Wildnis geführt worden sind und verschiedene vorbereitende Zeremonien durchgemacht haben, wird zu der für die künftige Bildung von Keloidnarben notwendigen Operation geschritten, die SCHÜRMANN als Augenzeuge folgendermaßen schildert:

„Wenn alles bereit ist, öffnen mehrere Männer eine Vene an ihrem Unterarm, während die jungen Männer veranlaßt werden, die ersten Tropfen des fließenden Blutes zu trinken; dann werden sie angewiesen, sich auf Hände und Knie niederzulassen, so daß ihre Rücken eine horizontale Stellung einnehmen und nun über und über mit Blut beschmiert werden. Sobald dieses genügend geronnen ist, zeichnet ein Mann mit seinem Daumen die Stellen an, wo die Einschnitte gemacht werden sollen, nämlich: einer in der Mitte des Nackens und zwei Reihen von den Schultern zu den Hüften herab, in Abständen von etwa ein drittel Zoll zwischen je zwei Einschnitten. Diese werden ‚Manka‘ genannt und bleiben nachher für immer in so hoher Verehrung, daß es für eine große Profanation gälte, sie in Gegenwart von Frauen zu erwähnen. Jeder Einschnitt erfordert mehrere Schnitte mit den stumpfen Glassplittern, um ihn tief genug zu machen und die Wundränder werden alsdann sorgfältig auseinander gezogen. Die armen Kerle zucken jedoch nicht und äußern keinen Schmerzenslaut, aber ich habe gesehen, daß ihre Freunde gelegentlich von Mitleid mit ihren Schmerzen so überwältigt wurden, daß sie Versuche machten, dem grausamen Beginnen Einhalt zu tun, was natürlich von den anderen Männern nicht zugegeben wurde. Während der Operation, die mit erstaunlicher Schnelligkeit durchgeführt wird, drängen sich so viele der Männer, als Platz finden können, um die jungen Leute herum und wiederholen mit leiser Stimme, aber sehr rasch, die folgende Formel:

Kauwaka kánya márra márra  
 Kárndo kánya márra márra  
 Pilbirri kánya márra márra.

Diese, ihnen von den Vorfahren überlieferte Formel entbehrt anscheinend eines zusammenhängenden Sinnes; der Zweck, weshalb sie wiederholt hergesagt wird, ist indessen, den Schmerz der jungen Leute zu mildern und allfällige gefährliche Folgen der schrecklichen Zerfleischung zu verhüten.

Wenn die Einschnitte an allen jungen Männern vollzogen sind, dürfen sie aufstehen und ihre Augen öffnen und das erste, was sie nun sehen, sind zwei Männer, die auf sie loskommen, stampfend, ihre Bärte zerbeißend und das ‚witarna‘<sup>1</sup> mit solcher Wut schwingend, als wollten sie es gegen ihre Köpfe schlagen, wenn sie aber näher kommen, so beschränken sie sich darauf, ihnen nacheinander die Schnur dieses Instrumentes um den Hals zu legen. Gleichzeitig werden mehrere Feuer windwärts angemacht, damit der Rauch auf die jungen Männer geweht werde. Zur Erinnerung an die bestandene Prüfung werden den ‚wilyalkinyis‘ ein paar Denkzeichen überreicht, wie etwa ein neuer Gürtel um die Lenden, aus Menschenhaar geflochten, ein knappenliegendes Band um jeden Oberarm, eine Schnur aus Beuteltierhaar um den Hals, deren Ende über den Rücken herabhängt, wo es am Gürtel befestigt wird, ein Büschel grüner Blätter über die Schamgegend, und schließlich werden ihnen Gesicht, Arme und Brust schwarz bemalt. Zum Schlusse scharen sich noch einmal alle Männer um sie, und jeder sucht ihnen noch für die schickliche Gestaltung ihres künftigen Verhaltens einen guten Rat zu erteilen, wobei, wie ich erfuhr, die Hauptpunkte die folgenden sind: sich des Streites und Kampfes zu enthalten, nicht laut zu reden und die Frauen zu meiden. Die beiden letzten Vorschriften werden gewissenhaft befolgt, bis ihnen die Männer nach etwa vier oder fünf Monaten, während deren sie außerhalb des Lagers leben und schlafen müssen und nur flüsternd sprechen dürfen, die Freiheit geben. Die Freilassung der ‚wilyalkinyis‘ besteht nur darin, daß die Schnur, das Symbol des Schweigebotes, ihnen vom Halse entfernt wird, und daß sie mit Blut beschmiert werden, in der Weise, welche die Männer bei ihren Aderlaßzeremonien einhalten. Und nachher werden sie als vollkommen eingeweiht in alle Geheimnisse und als teilhaftig aller Vorrechte erwachsener Männer angesehen.

Den Weibern und Kindern wird, wie bereits erwähnt, unter keiner Bedingung gestattet, irgend etwas von den vorbeschriebenen Zeremonien zu sehen. Sie werden bei diesen Anlässen außer Sichtweite der Männer untergebracht; wenn sie aber ihre Tätigkeit, etwa Wasserholen, Holz sammeln und dergl. in die Nähe bringen sollte, so müssen sie ihren Kopf mit Kleidungsstücken bedecken und in gebückter Haltung vorbeimarschieren. Jede ungehörige Neugierde ihrerseits kann, der alten Sitte gemäß, mit dem Tode bestraft werden, und es ist mir von Fällen berichtet worden, bei denen diese furchtbare Strafe tatsächlich ausgeführt wurde. Als ein weiterer Beweis der hohen Bedeutung, welche die Eingeborenen ihren absurden Geheimsitten beilegen, will ich er-

<sup>1</sup> Das *witarna* war nach SCHÜRMAN (l. c. S. 216) ein mit mystischem Charakter ausgestattetes Schwirrholtz, das nur bei Zeremonien mystischer Art zur Verwendung kam und vor Frauen und Kindern sorgfältig verborgen gehalten wurde. Sein unheimlicher Klang warnte die Frauen von weitem, wenn eine solche Zeremonie im Gange war, so daß sie die ihnen verbotene Stätte vermeiden konnten.

wähnen, daß es als eine sehr schimpfliche Beleidigung gilt, wenn jemand, der einen höheren Grad besitzt, einen anderen damit aufzieht, daß er erst eine niedrigere Weihe erhalten habe: ‚warrara purra‘ (noch ein Knabe von nur dem ersten Grade), ‚pardnapa purra‘ (nur vom zweiten Grade) sind sehr beleidigende Ausdrücke.“

Es ist von Interesse, dieser Schilderung noch ein paar Bemerkungen als Ergänzung beizufügen, die neuerdings von BALDWIN SPENCER und GILLEN<sup>1</sup> über die Männerweihe der zentralaustralischen Stämme gemacht worden sind. Hier lesen wir:

„Die Schlußzeremonie der Männerweihe beim Urabunnastamme wird ‚Wilyaru‘ genannt und ist diesem, sowie dem Stamme der Wonkgongaru, Dieri und wahrscheinlich noch mehreren anderen nahe verwandten Stämmen gemeinsam. Bei der Wilyaruzeremonie besteht ein wichtiger Teil — eigentlich der wichtigste Teil — darin, den Mann (d. h. den Kandidaten der Weihe) mit dem Rücken nach oben auf den Boden zu legen. Alle anwesenden Männer, die natürlich selbst schon Wilyaru<sup>2</sup> sein müssen, schlagen ihn nun kräftig. Dann machen ihm zwei Männer, wovon der eine ein ‚kawkuba‘ (Mutter-Bruder) und der andere ein ‚witiwa‘ (Bruder der Frau) des Kandidaten ist, diesem eine Reihe von Einschnitten, etwa vier bis acht, auf jeder Seite des Rückgrates und einen mittleren im Genick (Fig. 17). Die nach der Heilung zurückbleibenden Narben lassen einen Mann, der die Weihe bestanden hat, sofort erkennen. Kein Wilyarumann wird, wenn er es vermeiden kann, so stehen oder sitzen, daß er Weibern oder Kindern den Rücken zukehrt. Nach der Überlieferung sollen die Einschnitte Flecken am Gefieder des ‚Glockenvogels‘ (bell bird) darstellen und werden angebracht zur Erinnerung an die Zeit, wo, im ‚Alcheringa‘,<sup>3</sup> der Glockenvogel den Tod eines großen Falkenvorfahren veranlaßte, der die Eingeborenen zu töten und aufzufressen pfligte.“

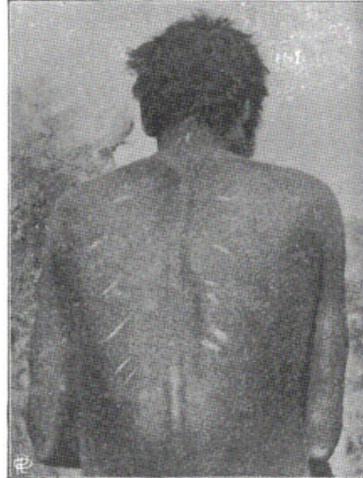


Fig. 17. Australier vom Urabunna-Stamme mit den Wilyaru-Narben am Rücken. (Nach SPENCER u. GILLEN.)

Diese Einzelheiten lassen noch erkennen, daß in das Weiheremoniell ursprünglich auch die speziell in Australien so kompli-

<sup>1</sup> SPENCER and GILLEN, *The Northern Tribes of Central Australia*, S. 335.

<sup>2</sup> „Diese Bezeichnung wird sowohl auf die Zeremonie als auf die Männer, die sie bestanden haben, angewendet“ (SPENCER and GILLEN, l. c.).

<sup>3</sup> „Alcheringa ist der Name, der der fernen Vergangenheit, auf die sich die Stammestraditionen beziehen, beigelegt wird.“ (SPENCER and GILLEN, *The Native Tribes etc.* S. 73. Fußnote.)

zierten, den totemistischen Überlieferungen und dem Verwandtschaftssysteme entnommenen Vorstellungskreise hinüberspielten, was wir sehr wahrscheinlich auch als das ursprüngliche Verhältnis für die Tatauierung und Narbenzeichnungen anderer Völker voraussetzen dürfen, obwohl heutzutage nicht nur bei den Europäern, sondern auch bei den Eingeborenen selbst vielfach jede Erinnerung an den Ursprung und die Bedeutung dieser Dinge verloren gegangen ist, so daß wir ihnen verständnislos gegenüberstehen. Ich habe die Einzelheiten dieser dritten und wichtigsten Stufe der südaustralischen Männerweihe, auch über die uns momentan beschäftigende Skarifikation hinaus, bei dieser Gelegenheit hier angeführt, weil sie uns für unsere späteren Betrachtungen als typisches Beispiel der Weihe-mysterien primitiver Völker dienen kann, so daß wir diesen an und für sich ethnologisch und ethnographisch wichtigen Gegenstand später nur noch kurz zu berühren brauchen.

Wir wollen übrigens nicht unerwähnt lassen, daß auch in Australien selbst durchaus nicht alle Narbenzeichnungen mit den Weihezeremonien in Verbindung stehen. Vielmehr müssen wir bei den Australiern noch mindestens zwei weitere Kategorien von absichtlich produzierten Narben unterscheiden, nämlich:

1. Einfache „Schmucknarben“, d. h. solche Narbenzüge, für die gegenwärtig kein anderes Motiv mehr ersichtlich ist, als das einer Verzierung, wofür diese Narben auch von den Eingeborenen selbst gehalten werden.

In diese Kategorie gehörendie gewaltigen Narbenwülste, die in verschiedener Anzahl, von ein paar bis zu vierzig, quer über die Vorderfläche des Rumpfes, über die Brust und gelegentlich auch über den Unterleib, angelegt werden (Fig. 18 a). Sie sind, wie SPENCER und GILLEN<sup>1</sup> konstatierten, im allgemeinen länger und zahlreicher bei den Männern als bei den Frauen, doch ist diese Regel nicht ohne Ausnahme, wenn sich auch bei Frauen diese reinen „Ziernarben“ häufig auf ein paar Striche zwischen den Brüsten beschränken (Fig. 18 b).

2. Die zweite Gruppe von Narben bei den Australiern könnte man ihrer Bedeutung nach als „Trauernarben“ bezeichnen, deren wesentliche Züge aus folgender Notiz bei SPENCER und GILLEN<sup>2</sup> ersichtlich sind:

<sup>1</sup> SPENCER and GILLEN, *The Native Tribes of Central Australia*, S. 41. — Die Verfasser liefern in ihren Werken eine Reihe sehr charakteristischer Abbildungen solcher Ziernarben.

<sup>2</sup> SPENCER and GILLEN, *The Native Tribes of Central Australia*, S. 43.

„Jeder Mann ist, gewöhnlich auf der linken Schulter, zuweilen aber auch auf der rechten, mit unregelmäßigen Narben gezeichnet, die hervorstehende Wülste bilden können und die Folge von selbst beigebrachten Wunden sind, die bei Gelegenheit der Trauerzeremonien beim Tode von Angehörigen, die in einem bestimmten Verwandtschaftsverhältnis zu ihm standen, wie etwa in demjenigen seines ‚ikuntera‘ oder Schwiegervaters, sei er dies nach wirklicher oder nur nach Stammesverwandtschaft.

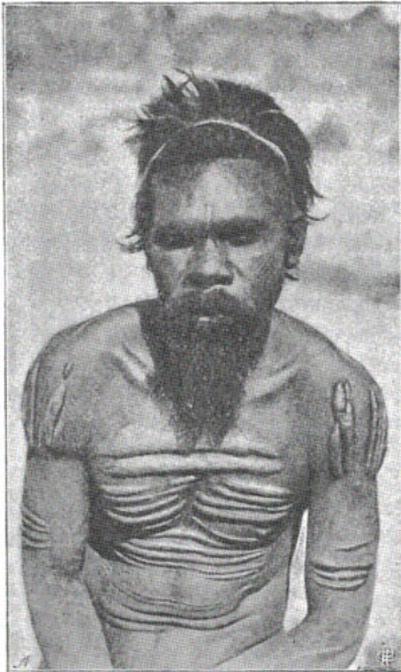


Fig. 18 a. Australier vom Tjingilli-Stamme mit Schmuck- und Trauernarben. (Nach SPENCER u. GILLEN.)

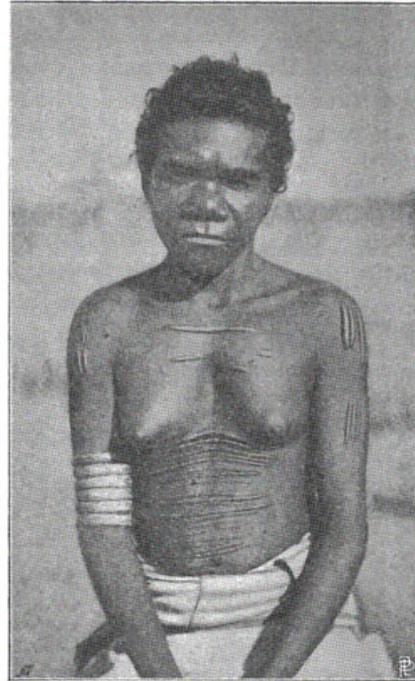


Fig. 18 b. Junge Australierin vom Arunta-Stamme mit Schmuck- und Trauernarben. (Nach SPENCER u. GILLEN.)

Gerade wie die Männer, so bringen sich auch die Frauen beim Tode gewisser Kategorien von Verwandten selbst Wunden bei, die oft Narben hinterlassen.“

Die absichtliche Setzung von Schnitt- oder Brandnarben als Symbol der Trauer bei Todesfällen begegnet uns auch anderwärts mehrfach. Schon in der Bibel finden wir ein darauf bezügliches Verbot für die Israeliten:

(3. Mos. 19. 28): „Ihr sollt keine Einschnitte machen für einen Toten an eurem Leibe, noch sollt ihr ein eingebranntes Malzeichen an euch machen, denn ich bin der Herr.“

Dieses Verbot beweist, daß ein derartiger Brauch damals wirklich bestand.

Von den Frauen Neuseelands erzählt ERNST DIEFFENBACH<sup>1</sup>:

„Die Frauen tragen außerdem (d. h. außer der Tatanierung) die Abzeichen ihrer ‚tangi‘ oder Totenklagen; dies sind Einschnitte, die an ihrem Leibe gemacht und mit ‚narahu‘ gefärbt werden und die oft regelmäßig über die Brust (thorax) und die Extremitäten herablaufen, zuweilen aber auch gar keine regelmäßige Anlage zeigen.“

Auch bei einigen indianischen Stämmen Nordamerikas war die Skarifikation mit nachfolgender Narbenbildung als Ausdruck der Trauer beim Tode von Freunden oder nahen Verwandten üblich. Von den Plain Crees von Kanada sagt HIND<sup>2</sup>:

„Sie zerschneiden und zerhacken die Haut und das Fleisch an den Armen, Seiten, Brust (chest) und Beinen, als ein Zeichen der Trauer für irgend einen verstorbenen Freund oder Verwandten. Der Leib meines Freundes Mis-tick-ooos war schrecklich entstellt durch die Narben der Wunden, die er sich selbst beigebracht hatte, um seiner Trauer Ausdruck zu geben.“

Ähnliches berichtet Dr. L. S. TURNER<sup>3</sup> von den Dakotas:

„Die Frauen, Mutter und Schwestern eines verstorbenen Mannes ziehen oft am ersten, zweiten oder dritten Tage nach der Bestattung ihre Mokassins und Ledergamaschen (leggings) aus und zerfleischen ihre Beine mit ihren Schlächtermessern; mit nackten und blutenden Beinen ziehen sie durch das Lager und zum Bestattungsplatze, während sie ihre schrecklichen Klagegesänge singen oder heulen. In gleicher Weise zerfleischen sich auch oft die Männer an vielen Stellen ihres Körpers und suchen gewöhnlich an einem höher gelegenen Punkte der Prairie die Einsamkeit auf, wo sie sich für zwei oder drei Tage fastend, rauchend und ihre Klagelieder singend aufhalten. Ein Häuptling, der einen Bruder verloren hatte, kam einst, nachdem er drei oder vier Tage lang in der Einsamkeit getrauert hatte, beinahe erschöpft von Hunger und körperlicher Qual zu mir. Er hatte die Außenseite beider Beine, von den Knöcheln bis oben an die Hüften, in Abständen von wenigen Zollen mit Einschnitten zerfleischt (gashed). Seine Wunden waren infolge mangelnder Pflege entzündet und eiterten lebhaft.“

Derartige Beobachtungen lassen denn auch die drastische Schilderung weniger übertrieben erscheinen, die BECKWORTH<sup>4</sup> von

<sup>1</sup> E. DIEFFENBACH, *Travels in New Zealand*, II. S. 35. London 1841.

<sup>2</sup> HENRY YOULE HIND, *Narrative of the Canadian Red River etc.* II. S. 137: „They cut and gash the skin and flesh on the arms, sides, chest, and legs, as a token of grief for any deceased friend or relation. My friend Mis-tick-ooos' body was dreadfully disfigured by scars from wounds made by himself in manifestation of his grief.“

<sup>3</sup> H. C. YARROW, *A further Contribution to the Study of the Mortuary Customs of the North American Indians*, S. 164. In: *First Annual Report of the Bureau of Ethnology*, 1879—80.

<sup>4</sup> YARROW, l. c. S. 183—184.